Moderne Klassiker.

Deutsche

Literaturgeschichte der neueren Zeit

in

Biographien, Kritiken und Proben.

Mit Portraits.

Vierter Band.

Cassel,

Ernst Balde.

1852



Emanuel Geibel.

Emanuel Geibel.

„Der hat's wahrhaftig als Poet
Nicht hoch hinausgetrieben,
In dessen Liedern mehr nicht steht,
Als er hineingeschrieben."

Mit Portrait.

Cassel,
Ernst Balde.
1852.

Emanuel Geibel.

Eine Beurtheilung Emanuel Geibels ist bedeutend schwieriger, als dies äußerlich erscheint. Ehe man zur Beurtheilung Geibels als Poeten schreiten kann, ist mehr als bei jedem anderen Dichter unserer Zeit der Begriff „Poet und Poesie" festzustellen — es wäre sonst gar nicht unmöglich, daß uns, und am Ende nicht ganz ohne Berechtigung, entgegen gehalten würde: Geibel ist kein Poet, und was er in jenem Verse sagte, den wir zum Motto unserer Beurtheilung wählten, läßt sich auf keinen Dichter besser in Anwendung bringen, als auf ihn. Wir müssen hier einen Mittelweg einschlagen — wir wollen weder annehmen, daß Geibel durch die mehr als „zwanzig" Auflagen seiner Gedichte ein Dichter des deutschen Volks im ganzen und edelsten Sinne

dieses Begriffs geworden ist, noch wollen wir zu Jenen gehören, die von dem Dichter nicht allein, wie Geibel das zufolge mehrerer Stellen einzelner Gedichte empfunden hat, Mitgefühl für die Leiden und Freuden des Volks verlangen, sondern die da auch meinen, daß der Poet erst dann Poet ist, wenn er die Schmerzen, die ihm sich aufdrängen, in wieder- und wiederklingenden Tönen aus der Brust strömen und seine gewichtige Stimme immer und immer wieder mit den Mahnungen für Recht gegen Unrecht, für Wahrheit gegen die Lüge ertönen läßt. Wir wollen, sagten wir, einen Mittelweg einschlagen und wollen Geibels Dichtungen so viel als möglich objectiv zu betrachten suchen — wir glauben dem Dichter damit alle möglichen Zugeständnisse gemacht zu haben.

Geibel steht in seiner Dichterstellung wohl recht isolirt da. Er gehört nicht zu den alten Heroen unserer Dichtkunst, wie Uhland — er ist ihnen verschieden an Alter und Herkunft, noch fremder aber ist er ihnen in dem Inhalt und der Form seiner Poesie. Er gehört auch ferner nicht zu den jüngeren Dichtern unserer Zeit, wie Freiligrath, Kinkel und Andere, denn er ist ihnen fremd bezugs seines Geschicks, bezugs seiner persönlichen Herkunft, bezugs seiner politischen Ueberzeugung. Wir könnten Geibel wohl am besten als den Dichter eines kleinen Libe-

ralismus, allenfalls der sogenannten Gothaer Partei hinstellen, wenn es nöthig wäre, die Stellung eines Poeten nach dem jetzt gebräuchlichen Maaßstab der äußerlichen Welt abzumessen. Weil wir ihn so beurtheilen müssen, haben wir ihm längst im Stillen das Prognostikon gestellt, daß er wohl in der Quantität, nicht aber in der Qualität seiner dichterischen Erzeugnisse noch zunehmen könne, und so sind wir gar nicht überrascht worden, als wir erfuhren, Geibel werde als Professor der Literatur und Kunstgeschichte an der Universität München eine Anstellung finden. Ob er dann noch als Poet produciren wird, möchten wir bezweifeln. Es bleibt ihm übrig, noch einmal das dramatische Feld zu betreten, auf dem er mit seinem „König Roderich" ohne Glück erschien — es werden dann noch mehrere Auflagen seiner Gedichte und der Juniuslieder erscheinen, aber neue erhabene poetische Formen aufzufinden, wird ihm versagt bleiben — es müßte denn eine vollständige Umwandlung mit ihm vorgehen, und der Poet, der dadurch gerade, daß er keine Partei nehmen wollte, zu der falschen Partei trat, müßte erkennen, daß es mit den Liebes- und Frühlingsliedern jetzt genug ist, daß für einen Dichter, der ein ächter Sohn seines Vaterlandes sein will, nichts weiter übrig geblieben ist, als Klagelieder zu singen oder zu schweigen. — — —

Emanuel Geibel wurde am 18. October 1815 in Lübeck geboren, und war der dritte Sohn eines reformirten Geistlichen. Er besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt und bezog 1835 die Universität Bonn, um Theologie und Philologie zu studiren. Bald jedoch ließ er das theologische Studium fallen, und das Studium der schönen Literatur, der Classiker des Alterthums trat an dessen Stelle. Im nächstfolgenden Jahre bezog er die Universität Berlin, wo er mit Chamisso, Gaudy, Hitzig, Kugler und Anderen bekannt wurde. In dem Musenalmanach, welchen Chamisso und Schwab herausgaben, erschienen die ersten Erzeugnisse seiner jungen Poesie, die einen nicht unbedeutenden Beifall fanden. Durch die Vermittelung Savignys und des Barons Sina in Wien erhielt er bald darauf die Stelle als Erzieher der Kinder des Fürsten Katakazi, des russischen Gesandten in Athen, welche er mit großer Freude annahm. Die Sehnsucht nach dem Süden hatte sein Herz längst mächtig bewegt; die Aussicht, auf Griechenlands klassischem Boden seine Studien des Alterthums fortsetzen zu können, erfüllte ihn mit Entzücken und im März 1838 reiste er durch Süddeutschland und die Lombardei nach Griechenland. Im Juni kam er in Athen an, wo er allerdings im ersten Jahre seiner Anwesenheit wenig für eigene Studien thun konnte, später wurde ihm indeß mehr Raum

dafür, und sein Eifer konnte sich beinahe ganz auf das innigste Befreunden mit Orchylus und Homer werfen, welcher edlen Dichtergesellschaft sich von jüngeren, besonders Göthe und Platen, im Herzen Geibels anschlossen.

Im Sommer 1840 kehrte er nach Deutschland zurück, und gab in demselben Jahre einen Band „Gedichte“ heraus, welche seitdem in immer wiederkehrenden Ausgaben außerordentliche Verbreitung gefunden haben. Er lebte jetzt eine Zeitlang im elterlichen Hause, wo er sich wesentlich mit der spanischen und italienischen Literatur bekannt machte, und verbrachte sodann ein ganzes Jahr bei einem Freunde, dem Baron Karl von der Malsburg, dem Bruder des Uebersetzers von „Calderon“ und „Lope de Vega“, welcher das Gut Escheberg bei Cassel besaß. Hier dichtete er die 1841 erschienenen „Zeitstimmen“, sowie das Drama „König Roderich“, welches, dem König von Preußen gewidmet, im Jahre 1844 erschien. Nach diesem erfolgreichen Aufenthalt in Escheberg kehrte Geibel nach Lübeck zurück und vollendete daselbst die „Volkslieder und Romanzen der Spanier“, welche 1843 ausgegeben wurden. Um jene Zeit verlieh ihm der König von Preußen einen Jahrgehalt von 300 Thalern, welche dem Dichter sehr willkommen waren. In dem Widmungsgedicht, welches dem „König Roderich“ vorausgeht, sagt er:

— — „O Fürst, der freundlich du
Die schlimmste Musenstörerin, die Sorge,
Mit holdem Wink von meinem Tisch gescheucht.“
— — — — —

Den Sommer des Jahres 1843 verbrachte Geibel in St. Goar, wo er mit Freiligrath treue Freundschaft hielt; die spätere Zeit theils in Stuttgart und Weinsberg, theils in Lübeck, Hannover, im Harz, in Berlin, Hamburg u. s. w. Im Sommer des Jahres 1846 schrieb er für Mendelsohn-Bartholdy den Text zu einer Oper „Lorelei“, wovon der Componist nur den ersten Act vollenden konnte. In demselben Jahre erschienen zwei kleinere poetische Arbeiten Geibels, „König Sigurds Brautfahrt“ und „Zwölf Sonette“, für Schleswig-Holstein. Zu Ende des Jahres 1847 erschien endlich eine zweite Sammlung von Gedichten unter dem Namen „Juniuslieder“, welche außer vielem Neuen auch die eben erwähnten „König Sigurds Brautfahrt“, die „Zwölf Sonette“, das „Erinnerungsgedicht an Mendelsohn-Bartholdy“ und mehrere aus den „Zeitstimmen“ enthalten.

Wie wir bereits anführten, ist Geibel an die Universität München berufen — mit dieser Nachricht brachten die Zeitungen die andere, daß der Dichter sich mit einer jungen Dame in Lübeck verheirathen werde. Etwas Näheres aus den letzten Lebensjahren Geibels haben wir nicht aufzufinden vermocht, es

mögen diese Bruchstücke genügen; wir wollen von ihnen zu der Beurtheilung Geibels als Dichter in den einzelnen Resultaten seiner Poesie übergehen.

Geibels Gedichte.

Wie wir schon angedeutet haben, ist Geibel beinahe allein Lyriker. Er hat eine Masse kleiner hübscher Lieder geschaffen, die sich auch besonders zur Composition eignen — größere poetische Production, Romanzen u. s. w. findet man bedeutend weniger unter seinen Poesien. Vielleicht ist dem Dichter gerade der Umstand zu Hülfe gekommen, daß um die Zeit, da er als Dichter bekannt zu werden begann, die meisten anderen Poeten eine der seinigen ganz entgegengesetzte Poesie cultivirten, die sogenannte politische. Wie das immer der Fall, wurde zu diesen Gegensätzen ein anderer gesucht, und man fand Geibel als den talentvollsten der übrig gebliebenen Poeten. Geibel trat zudem persönlich in Opposition mit den bekanntesten Bekennern der politischen Poesie, und vertrat eine Zeitlang, kaum ausgesprochen, aber in Wirklichkeit ein förmliches System der lyrischen Poesie, die da behauptete, sie allein sei die berech-

tigte, die sogenannte politische Poesie u. A. dürfe sich gar nicht Poesie nennen u. s. w. Geibel ist nun durch diesen Umstand, wie durch manche andere geringere oder bedeutendere, der Lieblingsdichter der bevorzugten Classe der Gesellschaft geworden, und hierin ist wohl hauptsächlich die Ursache zu finden, daß seine Gedichte in einer so kurzen Zeit mehr als zwanzig Auflagen erlebt haben. Uebrigens ist ihm die Schönheit der Form unbedingt zuzuerkennen — er hat unter anderen die wunderschönsten Liebeslieder gedichtet, sein „Minnelied“ und das größere Gedicht aus den „Juniusliedern“, der „Troubadour“, sind unübertrefflich.

Wir wollen aus den Gedichten, welche, in zweiundzwanzigster Auflage im Verlage von A. Duncker in Berlin erschienen, vor uns liegen, eine kleine Auswahl Geibelscher Poesien nach den verschiedensten Richtungen hin hier folgen lassen. — —

Zuerst eins, „das sterbende Kind“, nur wenige Zeilen, aber angehaucht von der reinsten Poesie.

Das sterbende Kind.

Wie doch so still dir am Herzen
Ruhet das Kind;
Weiß nicht, wie Mutterschmerzen
So herbe sind!

Auf Stirn und Lippen und Wangen
Ist schon vergangen
Das süße Roth;
Und dennoch heimlicherweise
Lächelt es leise —
Leise
Küßt der Tod.

Von den Liebesliedern haben wir die nachfolgenden gewählt, beinahe ohne alle Mühe, denn der ganze Band ist voll dieser schönen kleinen Lieder.

Minnelied.

Es giebt wohl Manches, was entzücket,
Es giebt wohl Vieles, was gefällt,
Der Mai, der sich mit Blumen schmücket,
Die güldne Sonn' im blauen Zelt.
Doch weiß ich Eins, das schafft mehr Wonne,
Als jeder Glanz der Morgensonne,
Als Rosenblüth' und Lilienreis;
Das ist, getreu im tiefsten Sinne
Zu tragen eine fromme Minne,
Davon nur Gott im Himmel weiß.

Wem er ein solches Gut beschieden,
Der freue sich und sei getrost,
Ihm ward ein wunderbarer Frieden,
Wie wild des Lebens Brandung tost,
Mag alles Leiden auf ihn schlagen:
Sie lehrt ihn nimmermehr verzagen,
Sie ist ihm Hort und sichrer Thurm;
Sie bleibt im Labyrinth der Schmerzen
Die Fackelträgerin dem Herzen,
Bleibt Lenz im Winter, Ruh im Sturm.

Doch suchst umsonst auf irrem Pfade
Die Liebe du im Drang der Welt,
Denn Lieb' ist Wunder, Lieb' ist Gnade,
Die wie der Thau vom Himmel fällt.
Sie kommt wie Nelkenduft im Winde,
Sie kommt, wie durch die Nacht gelinde
Aus Wolken fließt des Mondes Schein,
Da gilt kein Ringen, kein Verlangen,
In Demuth magst du sie empfangen,
Als kehrt' ein Engel bei dir ein.

Und mit ihr kommt ein Bangen, Zagen,
Ein Träumen aller Welt versteckt;
Mit Freuden mußt du Leide tragen,

Bis aus dem Leid ihr Kuß dich weckt;
Dann ist dein Leben ein geweihtes,
In deinem Wesen blüht ein zweites,
Ein reineres voll Licht und Ruh;
Und todesfroh in raschem Fluthen
Fühlst du das eigne Ich verbluten
Weil du nur wohnen magst im Du.

Das ist die köstlichste der Gaben,
Die Gott dem Menschenherzen giebt,
Die eitle Selbstsucht zu begraben,
Indem die Seele glüht und liebt.
O süß Empfangen, sel'ges Geben!
O schönes Ineinanderleben!
Hier heißt Gewinn, was sonst Verlust;
Je mehr du schenkst, je froher scheinst du,
Je mehr du nimmst, je sel'ger weinst du —
O, gieb das Herz aus deiner Brust!

In ihrem Auge deine Thränen,
Ihr Lächeln sanft um deinen Mund,
Und all dein Denken, Träumen, Sehnen,
Ob's dein, ob's ihr, dir ist's nicht kund.
Wie wenn zwei Büsche sich verschlingen,
Aus denen junge Rosen springen,

Die weiß, die andere roth erglüht,
Und keiner merkt, aus wessen Zweigen
Die hellen und die dunkeln steigen:
So ist's; du fühlest nur: es blüht.

Es blüht; es ist ein Lenz tiefinnen,
Ein Geisteslenz für immerdar,
Du fühlst in dir die Ströme rinnen
Der ew'gen Jugend wunderbar,
Die Flammen, die in dir frohlocken,
Sind stärker als die Aschenflocken,
Mit denen Alter droht und Zeit;
Es leert umsonst der Tod den Köcher,
So trinkst du aus der Liebe Becher
Den süßen Wein: Unsterblichkeit.

Spät ist es, hinter dunkeln Gipfeln
Färbt golden sich der Wolken Flaum,
Tiefröthlich steigt aus Buchenwipfeln
Der Mond empor am Himmelssaum.
Der Wind fährt auf in Sprüngen, losen,
Und spielet mit den weißen Rosen,
Die wankend blühn am Fenster mir;
O säuselt, säuselt fort, ihr Lüfte,
Und tragt getaucht in Blumendüfte
Dies Lied und meinen Gruß zu ihr!

O stille dies Verlangen.

O stille dies Verlangen,
Stille die heiße Pein!
Zu seligem Umfangen
Laß den Geliebten ein.
Schon liegt die Welt im Traume,
Blühet die duft'ge Nacht,
Der Mond im blauen Raume
Hält für die Liebe Wacht.
Wo zwei sich treu umfangen,
Da giebt er den hellsten Schein.
O stille dies Verlangen,
Laß den Geliebten ein.

Du bist das süße Feuer,
Das mir am Herzen zehrt;
Lüfte, lüfte den Schleier,
Der nun so lang' mir wehrt;
Laß mich vom ros'gen Munde
Küssen die Seele dir,
Aus meines Busens Grunde
Nimm meine Seele dafür —
O stille dies Verlangen,

Stille die süße Pein,
Zu seligem Umfangen
Laß den Geliebten ein.

Die goldnen Sterne grüßen
So klar vom Himmelszelt,
Es geht ein Wehn und Küssen
Heimlich durch alle Welt;
Die Blumen selber neigen
Sehnsüchtig einander sich zu;
Die Nachtigall singt in den Zweigen —
Träume, liebe auch du!
O stille dies Verlangen,
Laß den Geliebten ein!
Von Lieb und Traum umfangen
Wollen wir selig sein.

Wenn die Sonne hoch und heiter —

Wenn die Sonne hoch und heiter
Lächelt wenn der Tag sich neigt,
Liebe bleibt die goldne Leiter,
Drauf das Herz zum Himmel steigt;

Ob der Jüngling sie empfinde,
Den es zur Geliebten zieht,
Ob die Mutter sie dem Kinde
Sing' als süßes Wiegenlied;

Ob der Freund dem Freund sie spende,
Den er fest im Arme hält,
Ob der hohe Greis sie wende
Auf den weiten Kreis der Welt

Ob der Heimath sie der Streiter
Zolle, wenn er wund sich neigt;
Liebe bleibt die goldne Leiter,
Drauf das Herz zum Himmel steigt.

Sind die Sterne fromme Lämmer —

Sind die Sterne fromme Lämmer,
Die, wenn fern die Sonne scheidet,
Auf den blauen Himmelsfluren
Still die Nacht, die Hirtin, weidet?

Oder sind es Silberlilien,
Die den reinen Kelch erschließen,
Und des Schlummerduftes Wogen
Durch die müde Welt ergießen?

Oder sind es lichte Kerzen,
Die am Hochaltare funkeln,
Wenn der weite Dom der Lüfte
Sich erfüllt mit heiligen Dunkeln?

Nein! es sind die Silberlettern,
Drin ein Engel uns vom Lieben
In das blaue Buch des Himmels
Tausend Lieder aufgeschrieben.

Die stille Wasserrose.

Die stille Wasserrose
Steigt aus dem blauen See,
Die Blätter flimmern und blitzen
Der Kelch ist weiß wie Schnee.

Da gießt der Mond vom Himmel
All seinen goldnen Schein,
Gießt alle seine Strahlen
In ihren Schooß hinein.

Im Wasser um die Blume
Kreiset ein weißer Schwan,
Er singt so süß, so leise,
Und schaut die Blume an.

Er singt so süß, so leise,
Und will im Singen vergehn —
O Blume, weiße Blume,
Kannst du das Lied verstehn?

Rühret nicht daran.

Wo still ein Herz von Liebe glüht,
O rühret, rühret nicht daran;
Den Gottesfunken löscht nicht aus —
Fürwahr, es ist nicht wohlgethan.

Wenn's irgend auf dem Erdenrund
Ein unentweihtes Plätzchen giebt,
So ist's ein junges Menschenherz,
Das fromm zum ersten Male liebt.

O gönnet ihm den Frühlingstraum,
In dem's voll ros'ger Blüthen steht;
Ihr wißt nicht, welch ein Paradies
Mit diesem Traum verloren geht.

Es brach schon manch ein starkes Herz,
Da man sein Lieben ihm entriß,
Und manches duldend wandte sich,
Und ward voll Haß und Finsterniß;

Und manches, das sich blutend schloß,
Schrie laut nach Lust in seiner Noth,
Und warf sich in den Staub der Welt;
Der schöne Gott in ihm war todt.

Dann weint ihr wohl und klagt euch an,
Doch keine Thräne heißer Reu
Macht eine welke Rose blühn,
Erweckt ein todtes Herz auf's neu.

Traumkönig und sein Lieb.

Süß schlummert das Mädchen im Kämmerlein
Gebettet auf reinlichem Pfühle,
Die Sommernacht hauchet würzig hinein
Mit ihrer erquickenden Kühle.

Am Fenster blühn die Rosen zumal,
Es duften so süß die Linden,
Kaum mag des Mondes goldner Strahl
Durch's Laub den Eingang zu finden.

Doch plötzlich stärker wird der Duft,
Glühwürmchen weben und flimmen,
Es rauschen die Blätter, es klingt die Luft
Von leisen melodischen Stimmen:

„Süß Lieb, süß Lieb, und wiege dich fein
Auf stillen Schlummerwogen,
Traumkönig will dein Liebster sein,
Traumkönig kommt gezogen."

Da steht der Elf zu Häupten ihr,
Er schüttelt die Locken, die dunkeln,
Daß hell an seiner Krone Zier
Die Edelsteine funkeln.

Dann beugt er sich sanft auf die Holde herab,
Küßt Stirn und Lippen ihr leise,
Und zieht mit goldenem Zauberstab
Umher viel luftige Kreise.

Doch wie er sie weiter und weiter schlingt,
Da wird zum Palaste das Stübchen,
Drin ruhn, von fürstlichem Glanz umringt,
Traumkönig und sein Liebchen.

Aus purpurnen Polstern bereitet schwillt
Die prächtige Lagerstätte,
Von ferne dämmert die Lampe mild,
Zwei Pagen knien am Bette.

Und drüben im silbernen Reifen schwingt
Ein Vogel sein farbig Gefieder,
Er schnäbelt sich sacht wie im Schlaf und singt
Ein Brautlied schmelzend hernieder.

So ruht Traumkönig beim Liebchen fein
In traulichem Küssen und Kosen,
Bis hell das Lager der Morgenschein
Bekränzt mit leuchtenden Rosen.

Da schwindet der Elfe von dannen sacht,
Rings ist der Zauber verflossen,
Und auch das Mädchen, das holde, erwacht,
Von lieblicher Scham übergossen.

Doch als sie aufschlägt die Augen klar,
Von langen Wimpern umsäumet,
Da seufzt sie, da preßt sie das Herz — es war
Ja Lieb' und Glück nur geträumet.

Von seinen Zigeunerliedern ist namentlich der „Zigeunerbube im Norden" durchaus Eigenthum des Volks geworden, man hört ihn überall nach guten Compositionen singen. Außer diesem soll noch das „Zigeunerleben" hier angeführt werden.

Der Zigeunerbube im Norden.

Fern im Süd das schöne Spanien,
Spanien ist mein Heimathland,
Wo die schattigen Kastanien
Rauschen an des Ebro Strand;
Wo die Mandeln röthlich blühen,
Wo die heiße Traube winkt,
Und die Rosen schöner glühen,
Und das Mondlicht goldner blinkt.

Und nun wandr' ich mit der Laute
Traurig hier von Haus zu Haus,
Doch kein helles Auge schaute
Freundlich noch nach mir heraus.
Spärlich reicht man mir die Gaben,
Mürrisch heißet man mich gehn,
Ach, den armen braunen Knaben
Will kein Einziger verstehn.

Dieser Nebel drückt mich nieder,
Der die Sonne mir entfernt,
Und die alten lust'gen Lieder
Hab' ich alle fast verlernt.

Immer in die Melodien
Schleicht der Eine Klang sich ein:
In die Heimath möcht' ich ziehen,
In das Land voll Sonnenschein!

Als beim letzten Erntefeste
Man den großen Reigen hielt,
Hab' ich jüngst das allerbeste
Meiner Lieder aufgespielt.
Doch wie sich die Paare schwangen
In der Abendsonne Gold,
Sind auf meine dunklen Wangen
Heiße Thränen hingerollt.

Ach, ich dachte bei dem Tanze
An des Vaterlandes Lust,
Wo im duft'gen Mondenglanze
Freier athmet jede Brust,
Wo sich bei der Zither Tönen
Jeder Fuß beflügelt schwingt,
Und der Knabe mit der Schönen
Glühend den Fandango schlingt.

Nein, des Herzens sehnend Schlagen
Länger halt' ich's nicht zurück;

Will ja jeder Lust entsagen,
Laßt mir nur der Heimath Glück.
Fort zum Süden! fort nach Spanien!
In das Land voll Sonnenschein!
Unterm Schatten der Kastanien
Muß ich einst begraben sein.

Zigeunerleben.

Im Schatten des Waldes, im Buchengezweig,
Da regt sich's und raschelt's und flüstert zugleich;
Es flackern die Flammen, es gaukelt der Schein
Um bunte Gestalten, um Laub und Gestein.

Das ist der Zigeuner bewegliche Schaar
Mit blitzendem Aug' und mit wallendem Haar,
Gesäugt an des Niles geheiligter Fluth,
Gebräunt von Hispaniens südlicher Gluth.

Um's lodernde Feuer im schwellenden Grün,
Da lagern die Männer verwildert und kühn,
Da kauern die Weiber und rösten das Mahl,
Und füllen geschäftig den alten Pokal.

Und Sagen und Lieder ertönen im Rund,
Wie Spaniens Gärten so blühend und bunt,
Und magische Sprüche für Noth und Gefahr
Verkündet die Alte der horchenden Schaar.

Schwarzäugige Mädchen beginnen den Tanz,
Da sprühen die Fackeln in röthlichem Glanz,
Heiß lockt die Guitarre, die Cymbel erklingt,
Wie wilder und wilder der Reigen sich schlingt.

Dann ruhn sie, ermüdet von nächtlichen Reig'n,
Es rauschen die Buchen in Schlummer sie ein,
Und die aus der glücklichen Heimath verbannt,
Sie schauen im Traume das südliche Land.

Doch wie nun im Osten der Morgen erwacht,
Verlöschen die schönen Gebilde der Nacht;
Laut scharret das Maulthier beim Tagesbeginn,
Fort ziehn die Gestalten. — Wer sagt dir, wohin?

Auf seiner Reise nach Griechenland trug ihm wohl der Aufenthalt in Italien unter anderen die beiden folgenden wunderschönen Gedichte ein, die wir, im Gedanken sie mit den venetianischen Liedern Alfred Meißners vergleichend, hier folgen lassen.

Gondoliere.

O komm zu mir, wenn durch die Nacht
Wandelt das Sternenheer,
Dann schwebt mit uns in Mondespracht
Die Gondel über's Meer.
Die Luft ist weich, wie Liebesscherz,
Sanft spielt der goldne Schein,
Die Cither klingt, und zieht dein Herz
Mit in die Lust hinein.
O komm zu mir, wenn durch die Nacht
Wandelt das Sternenheer,
Dann schwebt mit uns in Mondespracht
Die Gondel über's Meer.

Das ist für Liebende die Stund',
Liebchen, wie ich und du,
So friedlich blaut des Himmels Rund,
Es schläft das Meer in Ruh'.

Und wie es schläft, da sagt der Blick,
Was nie die Zunge spricht,
Die Lippe zieht sich nicht zurück,
Und wehrt dem Kusse nicht.
O komm zu mir, wenn durch die Nacht
Wandelt das Sternenheer,
Dann schwebt mit uns in Mondespracht
Die Gondel über's Meer.

Abendfeier in Venedig.

Ave Maria! Meer und Himmel ruhn,
Von allen Thürmen hallt der Glocken Ton;
Ave Maria! Laßt vom ird'schen Thun,
Zur Jungfrau betet, zu der Jungfrau Sohn,
Des Himmels Schaaren selber knieen nun
Mit Lilienstäben vor des Vaters Thron,
Und durch die Rosenwolken wehn die Lieder
Der sel'gen Geister feierlich hernieder.

O heil'ge Andacht, welche jedes Herz
Mit leisen Schauern wunderbar durchdringt!
O sel'ger Glaube, der sich himmelwärts
Auf des Gebetes weißem Fittig schwingt! —

In milde Thränen löst sich da der Schmerz,
Indeß der Freude Jubel sanfter klingt. —
Ave Maria! Wenn die Glocke tönet,
So lächeln Erd' und Himmel mild versöhnet.

Von größeren Gedichten, Romanzen, Balladen u. s. w., wollen wir zuerst eines weniger schönen, als auffallenden, ziemlich von den anderen Gedichten verschiedenen, gedenken, welches der Dichter „der junge Tscherkessenfürst" überschrieben hat. Diesem mag sich eine ernste Gabe dieser Dichtungsart „Friedrich Rothbart" anschließen, und diesem noch eine Ballade voll liebenswürdigen Humors folgen, „von des Kaisers Bart".

Der junge Tscherkessenfürst.

Sie haben mir gesagt: Komm her, du Sohn der Steppe,
Komm her und küß' im Staub des Zaren Purpurschleppe,
Der Lohn ist groß, die That ist klein;
Du sollst geschmückt alsdann dem Herrn zur Linken reiten,
Es soll dein kecker Fuß auf Bauernstirnen schreiten,
Der Höchsten einer sollst du sein.

Was frommt dir steter Kampf mit ruhelosen Zügen?
Wir lehren dich, wie leicht im wechselnden Vergnügen
Dahin das rasche Leben rollt;
Wir wollen dir ein Haus mit prächt'gen Sälen bauen,
Dein Stall sei voll Gewieh'r, dein Schlafgemach voll Frauen,
Dein straffer Säckel schwer von Gold.

Des Köstlichsten soll nie dein reicher Tisch bedürfen,
Du sollst von Epernay den Schaum der Traube schlürfen
Aus hellgeschliffenem Krystall,
Und wenn der Abend naht, den leichten Rausch zu enden,
So sei sie dir gewährt die Wollust, zu verschwenden
Bei Kartenspiel und Würfelfall.

Du sollst auf prächt'gem Ball, wenn tausend Kerzen funkeln,
Mit deiner reichen Tracht, mit deinem Wuchs verdunkeln
Der Kronbeamten stolzen Schwarm,
Auf Wellen der Musik sollst du dich jauchzend wiegen,
Und sporenklingend durch den Saal im Tanze fliegen
An einer Fürstentochter Arm.

Bei'm Lager sollst du schau'n, wie sich im Flintenfeuer
Die Regimenter drehn, vielfüß'ge Ungeheuer,
Auf denen hoch die Fahne schwankt;

Die Trommel wirbelt dumpf, das Feldhorn läßt sich hören,
Die Batterie fällt ein mit ihren Donnerchören,
Daß unter ihr der Boden wankt.

Ja mehr der Wunder noch — groß ist die Macht des Zaren,
Du sollst auf einem Schiff mit Doppelrädern fahren,
Von keines Tauwerks Last beschwert,
Es bietet Troz dem Strom und Troz dem Sturmgeheule,
Wenn drin die Esse glüht, und wenn aus schwarzer Säule
Der Gischt des Dampfes brausend fährt.

Das Alles bieten wir — nur laß die blut'gen Horden,
Laß Steppe, Krieg und Zelt; komm reuig her zum Norden,
Und vor dem Herrscher beuge dich. —
Ich aber wandte mich bei ihrer Worte Hadern,
Es schwoll der rothe Zorn empor in meinen Adern —
Der Zar ist nur ein Fürst wie ich.

Kasan hat seine Frau'n schneeweiß mit schwarzen Locken,
Moskau hat seinen Kreml und Kiew seine Glocken,
Und Petersburg hat mehr als das;
Doch böten sie mir auch die Wunder aller Fremde;
Nicht käuflich sind mir drum mein schuppig Panzerhemde,
Und meine Freiheit und mein Haß.

Friedrich Rothbart.

Tief im Schooße des Kyffhäusers,
Bei der Ampel rothem Schein,
Sitzt der alte Kaiser Friedrich
An dem Tisch von Marmorstein.

Ihn umwallt der Purpurmantel,
Ihn umfängt der Rüstung Pracht,
Doch auf seinen Augenwimpern
Liegt des Schlafes tiefe Nacht.

Vorgesunken ruht das Antlitz,
Drin sich Ernst und Milde paart,
Durch den Marmortisch gewachsen
Ist sein langer, goldner Bart.

Rings wie ehr'ne Bilder stehen
Seine Ritter um ihn her,
Harnischglänzend, schwertumgürtet,
Aber tief im Schlaf, wie er.

Heinrich auch, der Ofterdinger,
Ist in ihrer stummen Schaar,
Mit den liederreichen Lippen,
Mit dem blondgelockten Haar.

Seine Harfe ruht dem Sänger
In der Linken ohne Klang,
Doch auf seiner hohen Stirne
Schläft ein kräftiger Gesang.

Alles schweigt, nur hin und wieder
Fällt ein Tropfen vom Gestein,
Bis der große Morgen plötzlich
Bricht mit Feuersgluth herein;

Bis der Adler stolzen Fluges
Um des Berges Gipfel zieht,
Daß vor seines Fittigs Rauschen
Dort der Rabenschwarm entflieht.

Aber dann wie ferner Donner
Rollt es durch den Berg herauf,
Und der Kaiser greift zum Schwerte,
Und die Ritter wachen auf,

Laut in seinen Angeln tönend
Springet auf das ehr'ne Thor,
Barbarossa mit den Seinen
Steigt im Waffenschmuck empor.

Auf dem Helm trägt er die Krone
Und den Sieg in seiner Hand,
Schwerter blitzen, Harfen klingen,
Wo er schreitet durch das Land.

Und dem alten Kaiser beugen
Sich die Völker allzugleich,
Und auf's Neu zu Aachen gründet
Er das heil'ge deutsche Reich.

Von des Kaisers Bart.

Am Schank zur goldnen Traube
Da saßen im Monat Mai
In blühender Rosenlaube
Guter Gesellen drei.

Ein frischer Bursch war jeder,
Der Eine am Gurt das Horn,
Der Zweit' am Hut die Feder,
Der Dritte mit Koller und Sporn.

Es trug in funkelnden Kannen
Der Wirth den Wein auf den Tisch;
Lustige Reden sie spannen,
Und sangen und tranken frisch.

Da war auch Einer drunter,
Der grüne Jägersmann,
Vom Kaiser Rothbart munter
Zu sprechen hub er an.

„Ich habe den Herrn gesehen
Am Rebengestade des Rheins,
Zur Messe wollt' er gehen
Wohl in den Dom nach Mainz.

Das war ein Bild, der Alte,
Fürwahr von Kaiserart,
Bis auf die Brust ihm wallte
Der lange braune Bart."

Ins Wort fiel ihm der Zweite,
Der mit dem Federhut:
„Ei Bursch, bist du gescheite?
Dein Märlein ist nicht gut.

Auch ich hab' ihn gesehen,
Auf seiner Burg im Harz;
Am Söller thät er stehen,
Sein Bart, sein Bart war schwarz."

Da fuhr vom Sitz der Dritte,
Der Mann mit Koller und Sporn,
Und in der Junker Mitte
Rief er in hellem Zorn:

„So geht mir doch zur Höllen,
Ihr Lügner! Glück zur Reis'? —
Ich sah den Kaiser zu Köllen,
Sein Bart war weiß, war weiß!"

Das gab ein grimmes Zanken
Um Weiß und Schwarz und Braun;
Es sprangen die Klingen, die blanken,
Und wurde scharf gehau'n.

Verschüttet aus den Kannen
Floß der vieledle Wein,
Blutige Tropfen rannen
Aus leichten Wunden drein.

Und als es kam zum Wandern,
Ging jeder in zornigem Muth,
Sah keiner nach dem andern,
Und waren sich jüngst so gut.

Ihr Brüder, lernt das Eine
Aus dieser schlimmen Fahrt:
Zankt, wenn ihr sitzt beim Weine,
Nicht um des Kaisers Bart.

Ehe wir die Geibelschen „Gedichte“ verlassen, müssen wir noch eines der besten, voll wunderschöner Poesie erwähnen, was dem Dichter recht aus tiefster Seele gequollen ist, „Waldmärchen“, hier folgt es:

Waldmärchen.

In einer Waldschlucht finster,
Wo heimlich baut der Fuchs,
Wo Farrenkraut und Ginster
Sich rankt in üpp'gem Wuchs,
Lag ich vom Grün umwoben
An einem dunklen Bach;
Es lugte kaum von oben
Die Sonn' in's Laubgemach.

Ich hatte Moos zum Pfühle,
Gestrüpp zur Lagerstatt;
Vom Fels kam eine Kühle,
Und ging durch Busch und Blatt;
Und kühle quoll der Sprudel,
Und murrt' am schroffen Hang,
Den oft bei Nacht im Rudel
Die Hindin übersprang.

Mit rothem Auge schaute
Vom Baum der Auerhahn,
Es zog mit heiserm Laute
Der Häher seine Bahn.
Dann hämmert abgebrochen
Der Specht von Zeit zu Zeit —
Mir war's, als hört' ich pochen
Das Herz der Einsamkeit.

Da plötzlich sah ich lehnen
Am Stamm ein hohes Weib,
Umwallt von lockigen Strähnen
Den wunderschönen Leib;
Wem ward zum Eigenthume
Je solch ein Goldgewand!
Sie trug eine blaue Blume
In ihrer weißen Hand.

Sie sprach: „Sei mir willkommen,
Du bist ein selt'ner Gast,
Doch hast du dir zum Frommen
Erkoren hier die Rast;
Von allen Königinnen
Die reichste bin ich bald
Mein Schloß mit grünen Zinnen
Das ist der luft'ge Wald.

Sonst macht' ich wohl hinunter
In's offne Land den Ritt,
Und Blumen sproßten munter,
Wohin mein Zelter schritt;
Zu bringen Lust und Minne,
Das war mein fröhlich Recht;
Doch ist von anderm Sinne
Das heurige Geschlecht.

Das träumt von Klingenhieben,
Von Schlacht nur und Geschoß;
Da bin ich heimgeblieben
In meinem Zauberschloß.
Nun lehr' ich singend wallen
Den Bach durch Fels und Ried,
Nun lehr' ich die Nachtigallen
Im Lenz ihr süßestes Lied.

Ich weiß, auch du mußt fechten,
Auch du gehörst der Zeit;
So steh zu deinen Rechten
Und führe wackern Streit;
Doch will dein Arm ermüden,
Bei mir dann kehre du ein,
Im säuselnden Waldfrieden
Sollst du gekräftigt sein

Da sollst du Frische saugen
Im harz'gen Duft vom Tann,
Da schaut aus Blumenaugen
Das Märchen fromm dich an;
Und macht der Forst dich singen:
Es wird in der Zeiten Gang
Auch solche Weise dringen
Wie grüner Waldhornklang."

Sie sprach's; ich stand erschrocken
Und wußte nicht ein Wort,
Da schüttelte sie die Locken,
Und schwand in's Dickicht fort.
Noch glaubt' ich, ihr Haar, das gelbe
Zu seh'n — da war's ein Strahl,
Der durch das Laubgewölbe
Wie zitternd Gold sich stahl.

Und wieder schrie der Häher,
Und wieder quoll die Fluth!
Doch mir entzücktem Seher
War groß und still zu Muth.
Und zeihn sie mir's als Sünde:
Ich lasse dich dennoch nie,
O Fey der Waldesgründe,
O Sagenpoesie!

Wir gehen zu den **„Juniusliedern"**, dem zweiten Bande der Geibelschen Gedichte, über, welche in einer siebenten Auflage im Jahre 1851 im Verlage der Cottaschen Buchhandlung in Stuttgart erschienen sind. Dieselben enthalten, wie wir bereits bemerkten, außer vielem Neuen, auch die im Jahre 1846 erschienenen „König Sigurds Brautfahrt", die „Sonette" für Schleswig-Holstein, das Gedicht „Zu Mendelsohn-Bartholdys Todtenfeier", und Mehreres aus den früher erschienenen „Zeitstimmen". Den Namen „Juniuslieder" hat der Dichter wohl gewählt, um anzudeuten, daß der Frühling des Lebens, vielleicht auch der Poesie, hinter ihm liegt; wie in eine ernstere Periode des Lebens, ist er auch gleichsam in eine ernstere Periode des Dichtens getreten, darum hat er wohl auch in diesen zweiten Band das oben Erwähnte theils ganz, theils theilweise aufgenommen, so daß er damit einen Abschluß bezeichnet. Es ist somit in den „Juniusliedern" eine Scheidung vorzunehmen, welche man in den erst besprochenen „Gedichten" zu machen nicht nöthig hat. Während er in einem Theil der „Juniuslieder" dieselbe ihm besonders eigenthümliche Richtung verfolgt, welche die „Gedichte" charakterisirt, hat er in den „Juniusliedern" noch einen anderen Theil, den man allenfalls wiederum, wenn auch nicht ganz richtig, „Zeitstimmen" nennen könnte; ernstere Poesien, mit einem

greifbareren Inhalt, die zuerst aus Empfindungen entsprangen, welche sich wiederum aus Erscheinungen des öffentlichen Lebens herleiten. Zumeist natürlich gehören dahin die Sonette für Schleswig-Holstein, indeß ist auch noch eine nicht unbedeutende Zahl anderer Gedichte aus den „Juniusliedern" dahin zu zählen, die allerdings bei Weitem nicht die Entschiedenheit für sich haben, welche die „Zeitstimmen" anderer Dichter der Gegenwart erfüllt. —

In dem ersten kleinen Gedicht, welches die „Juniuslieder" bringen, spricht der Dichter zu sich selbst, er sucht sich über dies und jenes, was übrigens nicht ausgesprochen, kaum angedeutet wird, zu beruhigen. Ob es ihm gelungen, vermögen wir nicht zu entscheiden. Unsere Leser mögen selbst urtheilen, hier folgt es:

Sei getrost.

Sei getrost und ob die Stunden
Rascher Jugend dir verweht!
Hast du doch in dir gefunden,
Was uralternd fortbesteht,
Kannst du reizend doch gestalten,
Was der Geist dir reichlich giebt,
Kannst im Lied die Liebe halten —
Selig ist wer schafft und liebt.

Nimmer nun des Segels Schwinge
Stell' ich aus ins weite Meer,
Denn gewaltig zieht die Dinge
Frommer Liebeszwang mir her,
Alle Wunder, die ich ferne
Suchte, trägt der Heimath Schoos:
Und so segn' ich meine Sterne,
Und so preis' ich still mein Loos. — —

Mit dieser Absicht stimmt nun freilich das „Kriegslied“ nicht, welches ein Paar Seiten weiterhin folgt. Wir führen es als Beweismittel an, daß auch Geibel mitunter von einer andern Poesie überrascht ward, als die man gewöhnlich unter der seinigen begreift.

Kriegslied.

Und wenn uns nichts mehr übrig blieb,
So blieb uns doch ein Schwert,
Das zorngemuth mit scharfem Hieb
Dem Trutz des Fremdlings wehrt;
So blieb die Schlacht als letzt Gericht
Auf Leben und auf Tod;
Und wenn die Noth nicht Eisen bricht,
Das Eisen bricht die Noth.

Wohlauf, du kleine Schaar, wohlauf,
Vertrau' auf Gott den Herrn!
Es geht ein Stern am Himmel auf,
Das ist der Freiheit Stern.
Als wie ein Frühlingssturm erbraust
Der Völker Aufgebot;
Da fährt an's Eisen jede Faust,
Und Eisen bricht die Noth.

Und ob der Fremden Söldner Schaar
Wie Dünensand sich mehrt:
Getrost, je größer die Gefahr,
Je höher Herz und Schwert!
Und ob aus seiner Höllenburg
Der Teufel selber droht:
Ein kühner Muth geht mitten durch,
Das Eisen bricht die Noth.

Schon hallt des Feind's Trompetenruf,
Kanonen brummen drein —
Wohlauf, wohlauf mit raschem Huf
In seine Lanzenreih'n!
Es klingt der Stahl, es stürzt der Brand,
Die Bronnen springen roth —

So grüß dich Gott mein deutsches Land!
Das Eisen bricht die Noth. — — —

Wann mag der Dichter wohl dieses Lied gedichtet haben?! — —

Von den Liebesliedern, wie sie in den „Gedichten" so viel und so schön zu finden sind, finden wir hier nur wenige. Die bei weitem schönsten davon sind „die Sonnenblume", „Melusine", und die Krone des ganzen Buches „der Troubadour". Sie mögen hier ihren Platz finden.

Die Sonnenblume.

O Rosen, die mit Ruhme
Ihr prangt mit Duft und Licht,
Ich bin die Sonnenblume
Und ich beneid' euch nicht.

Des Falters flatternd Kosen,
Die Lieder im Gesträuch,
Der Menschen Lob — ihr Rosen,
Wie gerne gönn' ich's euch!

Mir schafft es volle Gnüge,
Vom Himmelsthau getränkt
In meines Liebsten Züge
Zu schauen still versenkt.

Zum Sonnenjüngling richte
Das Haupt ich früh und spät,
Und nähre mich vom Lichte,
Das sein Gelock umweht.

Mein Auge bleibt dem Hohen
Auch dann noch zugekehrt,
Wenn er mit heil'gen Lohen
Zuletzt mich selbst verzehrt.

O sprecht, wie ließ' erwerben
Sich köstlicher Geschick,
Als so dahinzusterben
Sanft an des Lieblings Blick.

Drum blüht in eurem Ruhme
Ihr Rosen wonniglich;
Ich bin die Sonnenblume,
Und selig bin auch ich.

Melusine.

Es wohnt das Mädchen Wunderhold
Mitten im Walde,
Was da webet und grünt und blüht,
Gehorcht ihr balde.

Und tritt sie früh aus ihrer Thür
Auf leichten Füßen,
Flattern die Vögel um sie her,
Die blauen Blumen grüßen.

Das fleckige Rehlein hält ihr still,
Läßet sich streicheln mit Nicken;
Sie hat gezähmt den jungen Wolf
Mit ihren holdseligen Blicken.

Singend über das thauige Moos
Schreitet die Holde,
Die Morgensonne wirft ihr um
Den Mantel von Golde.

O wär' ich dann der klare Brunn,
Den sie zum Spiegel wählet!
Sie lacht hinein mit rothem Mund,
Wenn ihr Haar sie strählet.

Sie lacht hinein und singt dazu:
„O lustig Schweifen,
Mein Sinn ist wie der Wind, Wind, Wind,
Wer kann ihn greifen!

Und wie ein Schrein so ist mein Herz,
Nur fester, feiner.
Wo liegt der Schlüssel? Ich weiß es wohl,
Doch find't ihn keiner".

Der Troubadour.

1.

Da ich dich ließ, du wunderschönes Weib,
Vom dumpfen Stundenschlag hinweggetrieben,
Da schied von dir der staubgeborne Leib,
Doch ist die Seel' in deiner Haft geblieben.

Mein Sinnen, Sehnen, die Gedanken all'
Umflattern dich, verspottend Schloß und Riegel,
Ja selbst der Gaukler Traum ward dein Vasall,
Dein Bild allein noch zeigt sein Wunderspiegel.

So bin ich dein bei Tag, so bleib' ich dein,
Wenn Nacht und Schlaf auf meinen Wimpern liegen,
Du bist die Kerze stets, um deren Schein
Wie trunkne Falter alle Wünsche fliegen.

Du bist zugleich mir Muse und Gedicht,
Festklarer Stern im irren Weltgetriebe,
Luft meines Lebens — ach, und siehst es nicht,
Und ahnst es nicht einmal, daß ich dich liebe.

2.

Du bist so schön, ich wag' es nicht
Dich anzuschauen,
Du schlanke Lilie hoch und licht,-
Im Kranz der Frauen:
Du Kön'gin sonder Hermelin,
Von deren Stirne Gnad' und Hoheit scheinen,
Du bist so schön — o laß mich vor dir knien,
Und stumm auf deine Füße weinen!

Ich kann die Wonne, kann den Schmerz
Nicht mehr verschweigen,
Ich kann nur flehn: Nimm hin dies Herz,
Es ist dein eigen.
Nimm's, deiner Huld werthlosen Raub,
Und blick' es an zwei selige Sekunden;
Dann wirf es hin und tritt es in den Staub,
Es hat des Heils genug gefunden.

Doch wisse, keines kann dir je
Wie dieses schlagen,
So weit beschwingt um Land und See
Die Winde jagen;
So weit das lichte Morgenroth
Dahinfleucht durch die Welt mit raschen Gluthen,
Ist keins wie dies bereit, in sel'gem Tod
Sein Dasein für dich hinzubluten.

3.

O weißt du, was den wilden Schwan
Treibt über's Meer in südlich Land,
Was aus dem Schacht zum Licht hinan
Das Bächlein zwingt durch Kies und Sand?
Kannst du es sagen:
Dann magst du fragen,
Was mich an deine Schritte bannt.

Dann magst du fragen auch, warum
Dies Auge brennt, das stets gelacht,
Warum der kecke Mund ward stumm,
Kein Becher mehr mich fröhlich macht.
Warum in Sorgen
Mich trifft der Morgen,
Und schlaflos die gestirnte Nacht.

Ich weiß nur das: Trüb oder froh,
Ein Schicksal ist's, ich gab mich drein;
In meinen Sternen flammt es so,
Und Lieb' ist Lieb' in Lust und Pein.
Drum duld' es stille,
Daß all mein Wille
Um dich sich dreht; nimm hin, was dein.

4.

O du der Schönheit Fürstin stolz und hoch,
Du Räthselvolle, die kein Sinn erfaßt,
Du bist so kalt und zündest Flammen doch,
Und selbst so ruhig raubst du alle Rast.
Du machst mich irr an meines Herzens Schlag,
Mich selbst verlor ich, seit ich dich gesehn;
Schlaflose Nacht löst ab verträumten Tag
Mit Zweifeln, Gluthen, Wehn —
Du aber lächelst fort, als wäre nichts geschehn.

Oft zweifl' ich, daß dir eine Seele ward,
Und wieder mein' ich dann, sie schlafe nur;
Und wer sie weck' aus ihren Träumen zart:
Ihr holdstes Wunder zeige dem Natur;
Urplötzlich, wie der Lenz kommt über Nacht,
So müß' aufquellend einst in jäher Lust
Dein Wesen all erblühn in Frühlingspracht,
Wenn deine junge Brust
Zum erstenmale fühlt, wovon sie nie gewußt.

O dürft' ich der gefeyte Zaubrer sein,
Der so den Frost in Maienwonne kehrt,
Der deine Wange glühn in hast'gem Schein,
Dein Aug' in brünst'gen Thränen fluthen lehrt!
Dürft' ich der sein, der dir die Seele giebt,
Die stummen Räthsel lösend deinem Sinn,
Der Sel'ge, den du liebst, weil er dich liebt —
O was ich hab' und bin,
Die eigne Seele halb, die ganze gäb' ich hin!

Verwegner Traum! Doch wie du immer seist:
Mich treibt zu dir allmächtige Gewalt,
Gebannt in deine Kreise liegt mein Geist,
Ich kann nicht los, und thust du noch so kalt,
Du ziehst mich nach dir wie der Mond die Fluth,

Wie der Magnet das Eisen siegreich zieht;
Und ob du harmlos spielst mit meiner Gluth,
　　Ob streng dein Auge sieht:
Mein unstät Herz ist dein, und dein mein dunkles Lied.

3.

Streich' aus mein Roß, die Flanken hoch!
Die Meute bellt, es klingt das Horn,
Der Tag ist wild, doch wilder noch
Dein Reiter;
Es treibt durch Schnee, Gestrüpp und Dorn
Ihn rastlos, ruhlos weiter.

Ich habe getrunken einen Trank,
Lieb' heißt der Trank, und der war heiß;
Davon bin ich geworden krank
Im Herzen;
Mir will nicht kühlen Winters Eis
Noch scharfer Sturm die Schmerzen.

Drum rasch, als könnt' ich flieh'n mein Weh!
Was schiert's mich, wenn die Sonn' entwich.
Schon färbt des Hirschen Schweiß den Schnee
Der Haide,

Ich jage das Wild, die Liebe mich,
Bis wir erliegen beide.

6.

Durch die erstorbnen Gassen,
Die kalt im fahlen Mondesschimmer liegen,
Durch Pfeilerhallen über Marmorstiegen
Schweif' ich umher verlassen,
Und denk' in Gram versenket
An dich, die meiner nimmermehr gedenket.

Wie unter schweren Lasten
Ein Mann vom Holzschlag keucht auf Waldes Pfaden,
So seufz' ich mit des Kummers Wucht beladen,
Der nicht vergönnt zu rasten,
Und weiter ohn' Ermatten
Mich forttreibt, umzugehen, mein eigner Schatten.

Und führt zu deiner Schwelle
Mein Weg mich, der da weiß von keinem Ziele;
Rankt meine Seele sich in leerem Spiele
Um die geliebte Stelle;
Ich steh gebannt, und weine
Brennende Thränen auf die kalten Steine.

7.

Wohl kenn' ich vom Beginne
Der Neigung Jahreszeiten,
Die Veilchen erster Minne
Brach ich, und brach die Rosen dann der zweiten.
Doch seit ich dich erkannt mit Geist und Auge,
War fürderhin kein Streiten
In dieser Brust, was mir zu lieben tauge.

Denn ein Gemüth tiefinnig
Und spiegelklar zum Grunde,
Denn einen Leib so minnig,
Wie Gott ihn schafft in rechter Gnadenstunde,
Dazu den Geist, für jede Weisheit offen,
Die edlen Drei im Bunde
Hab' ich, o Herrin, nur bei dir betroffen.

O dürft' ich all mein Wesen
Ergeben dir, du Hohe,
Wie würde da genesen
Zu süßem Heil dies Herz, das liederfrohe!
Nichts wüßt' ich, was mir bess're Lust gewährte,
Als meines Geistes Lohe
Zu schüren, daß der Schimmer dich verklärte.

Doch runzelst du die Brauen
Und schämst dich meines Strebens;
Auch darin muß ich schauen
Gerechte Buße frühern Ueberhebens.
Einst hab' ich die mich liebte kalt betrübet,
Nun lieb' ich selbst vergebens —
Das ist die Minne, die Vergeltung übet.

So will vor deinem Zorne
Ich Flucht und Fahrt erküren;
Will mich an fremdem Borne
Erlaben, und will ruh'n an fremden Thüren,
Und statt des lust'gen Spiels der Minnesinger
Die Harfe will ich rühren,
Ein düstrer Pilgersmann mit rauhem Finger.

Du aber, hörst du ferne
Des Sängers dumpfe Töne,
Nur so viel Huld erlerne,
Daß ohne Haß dein Ohr sich dran gewöhne.
Und so fahrwohl du, die ich trag' im Sinne,
Fahrwohl, du stolze Schöne!
Dieß ist von mir das letzte Lied der Minne.

8.

Ich hab' es bei mir selber wohl erwogen
In einer langen schlummerlosen Nacht,
Daß Liebe, die mir Süßes viel gebracht,
Mich dennoch um mein bestes Glück betrogen.

Denn seit der Zeit, daß ihrer ich gepflogen,
Verlor ich Ruhe, Heiterkeit, Bedacht,
Bald war mein Sinn zu wilder Gluth entfacht,
Und bald in Schmerzen fernhinaus gezogen.

Darum beschloß ich sonder Ungeduld
Dem holden Reiz auf immer zu entsagen,
Und abzuthun der Neigung süße Schuld.

In Ruhe sollst fortan, mein Herz, du schlagen,
Und statt des Schattens flücht'ger Erdenhuld
Die Ewigkeit in deiner Tiefe tragen.

Kann diese Poesie wohl übertroffen werden? Wir wiederholen es, der „Troubadour" ist die Krone des ganzen Buches, unübertroffen von den besten

derartigen Poesien, wie sie in den „Gedichten“ zu finden sind. —

Ehe wir zu einem anderen Theile der „Juniuslieder“ übergehen, wollen wir hier noch ein Paar durch besonders schöne Form bei nicht minder schönem Inhalt sich auszeichnende Gedichte anführen, nämlich „Gebet“, „Nachts am Meere“ und „Heimweh“.

Gebet.

Herr, den ich tief im Herzen trage, sei du mit mir,
Du Gnadenhort in Glück und Plage, sei du mit mir;
Im Brand des Sommers, der dem Mann die Wange bräunt,
Wie in der Jugend Rosenhain, sei du mit mir;
Behüte mich am Born der Freude vor Uebermuth,
Und wenn ich an mir selbst verzage, sei du mit mir,
Gieb deinen Geist zu meinem Liede, daß rein es sei,
Und daß kein Wort mich einst verklage, sei du mit mir,
Dein Segen ist wie Thau den Reben; nichts kann ich selbst,
Doch daß ich kühn das Höchste wage, sei du mit mir,
O du mein Trost, du meine Stärke, mein Wonnelicht,
Bis an das Ende meiner Tage sei du mit mir.

Nachts am Meere.

Es schlief das Meer und rauschte kaum
Und war doch allen Schimmers voll,
Der durch der Wolken Silberflaum
Vom lichten Monde niederquoll;
Im Blau verschwamm die ferne Fluth,
Wie Bernstein flimmerte der Sand;
Ich aber schritt in ernstem Muth
Hinunter und hinauf den Strand.

O was in solcher stillen Nacht
Durch eine Menschenseele zieht,
Bei Tag hat's keiner noch gedacht,
Und spricht es aus kein irdisch Lied.
Es ist ein Hauch, der wunderbar
Aus unsrer ew'gen Heimath weht,
Ein innig Schauen tief und klar,
Ein Lächeln halb und halb Gebet.

Da spürst du still und körperlos
Ein segnend Walten um dich her,
Du fühlst, du ruhst in Gottes Schoos,
Und wo du wandelst, wallt auch er;

Die Thränen all sind abgethan,
Die Dornen tragen Rosengluth,
Es taucht die Liebe wie ein Schwan
Aus deines Lebens dunkler Fluth.

Und was am schwersten dich bedroht,
Dir zeigt's ein liebes Angesicht,
Zum Freiheitsherold wird der Tod,
Der deines Wesens Siegel bricht;
Du schaust in's Aug' ihm still vertraut,
Von heil'gem Schauer nur berührt,
Gleich wie ein Bräut'gam, den die Braut
Zum seligsten Geheimniß führt.

Genug, genug! Halt ein mein Lied,
Denn was bei Nacht und Mondenlicht
Durch eine Menschenseele zieht,
Das sagt kein irdisches Gedicht,
Ein Hauch ist's, der da wunderbar
Von Edens Friedenspalmen weht,
Ein wortlos Schauen tief und klar,
Ein Lächeln halb, und halb Gebet.

Heimweh.

O Heimathliebe, Heimathluft,
Du Born der Sehnsucht unergründet,
Du frommer Strahl, in jeder Brust
Vom Himmel selber angezündet,
Gefühl, das wie der Tod so stark
Uns eingesenkt ward bis in's Mark,
Das uns das Thal, da wir geboren,
Mit tausendfarb'gem Schimmer schmückt
Und wär's im Steppensand verloren,
Und wär's von ew'gem Schnee gedrückt:
Wohl keinem ward zum tiefsten Grunde
Von deiner Allgewalt die Kunde,
Der pilgernd nie aus seinem Ohr
Der Muttersprache Laut verlor,
Und nie, an fremder Thür gesessen,
Der Fremde bitt'res Brot gegessen.
Doch wer, vom eignen Herd verbannt,
Irrt in ungastlich fernem Land,
Der Wandrer, der auf wüstem Meer
Nur Luft und Wasser sieht umher,
Der Pilger, der mit kecken Sinnen
Durch Wälder, über Bergeszinnen
Auf irrem Pfad zu weit geschweift,
Der ist's, den deine Macht ergreift;
Doch wandelt ihm sich im Gemüthe

Zum scharfen Dorn die Rosenblüthe,
Du ziehst, o milde Heimathlust,
Als Heimweh durch die kranke Brust.
Dann bist du's, die im Frühlingswalde
Im Veilchenhag umspielt vom West
Das arme Kind der eis'gen Halde
Nach seinem Norden schmachten läßt;
Dann bist du's, die mit herber Flamme
Des Polenflüchtlings Herz verzehrt,
Und die dem Sohn von Juda's Stamme
Im Tod die Füße ostwärts kehrt,
Als möcht' er sterbend noch erstreben
Das Land, das ihm versagt im Leben;
Dann lockst du, klingt im Mondenglanze
Des Alphorns heimathsel'ger Gruß,
Zu Straßburg von der hohen Schanze
Den Schweizer in den wilden Fluß,
Und von den Klängen, von den Wogen
Wird er in seinen Tod gezogen. —

Ich selber hab' in vor'gen Jahren
Dies wundersame Weh erfahren,
Da Aegeus Fluth wie lautres Gold
Zu meinen Füßen noch gerollt.
O wohl ist's schön an jenem Meer,
Die schlanke Palme sah ich ragen,

Der Tempel Säulentrümmer lagen
Umblüht von Rosen um mich her;
Der Himmel wölbte sich krystallen,
Von Düften schien die Luft zu wallen,
Zu leisem Citherschlag erklang
Vom Meer des Fischers Abendsang,
Der in der Bark' auf lichter Spur
Gen Salamis hinüberfuhr.
Und doch! Ich fühlte keine Lust,
Es schlich ein krankhaft brennend Sehnen
Wie Fieberhauch durch meine Brust,
Und kaum erwehrt' ich mich der Thränen.
Ich saß auf zack'gem Fels und lauschte,
Ob nicht aus Nord ein Lüftchen rauschte;
Das sog ich durstig athmend ein,
Als ob's mich tief erquicken müßte;
Es konnte ja zur fernen Küste
Ein Gruß aus Deutschlands Wäldern sein.

Und ward es still, da blickt' ich wieder
Hinab ins Buch auf meinen Knien,
Und ließ die alten goldnen Lieder
Homers durch meine Seele ziehn;
Den eignen Schmerz dann fühlt' ich mit
Im Jammer, den der Dulder litt,
Ich sucht' ihn in des Sängers Tönen
Zugleich mit jenem zu versöhnen.

Da wurdest du in meinem Weh
Mir oftmals Hoffnung, Trost und Steuer,
Du ewig Lied der Abenteuer,
Du Lied des Heimwehs, Odyssee! —

Der Dichter hätte bei den letzen Auflagen der „Juniuslieder" in Erinnerung an die Tausende seiner Landsleute jenseits des Oceans einige neue Verse hinzufügen können! — —

Wir wollen diesem Gedicht ein anderes folgen lassen, welches darthun mag, wie lebendig der Poet Schmerzen zu schildern versteht, „das Negerweib"; wir haben nur zu bedauern, daß der Dichter so ferne Schmerzen sucht, wir haben nicht minder große, die uns bedeutend näher liegen. — Diesem Gedicht möge dann noch die wundervolle Apotheose Italiens folgen, vielleicht entstanden, als der Dichter Italiens — paradiesische Gefilde zum ersten Male mit eignen Augen schaute.

Das Negerweib.

Wo am großen Strom die Sicheln durch das hohe Rohrfeld klirren,
Und im Laub des Zuckerahorns farb'ge Papagayen schwirren

Sitzt das Negerweib, den Nacken bunt geziert mit Glas-
korallen,
Und dem Knäblein auf dem Schooße läßt ein Schlummerlied
sie schallen:

Schlaf, o schlaf, mein schwarzer Knabe, du zum Jammer mir
geboren,
Eh' zu leben du beginnest, ist dein Leben schon verloren.
Schlaf, o schlaf, verhüllt in Dunkel ruh'n dir noch der Zu-
kunft Schrecken,
Nur zu früh aus deinen Träumen wird der Grimm des Herrn
dich wecken.

Was die Menschen Freude heißen, wirst du nimmermehr
empfinden,
Dort nur fühlt sich's, wo des Nigers Wellen durch die Flur
sich winden.
Nie den Tiger wirst du fällen mit dem Wurf der scharfen
Lanzen,
Nie den Reigen deiner Väter zu dem Schlag der Pauke
tanzen.

Nein, dein Tag wird sein voll Thränen, deine Nacht wird
sein voll Klagen,

Wie das Thier des Feldes wirst du stumm das Joch der Weißen tragen,
Wirst das Holz den Weißen fällen, und das Rohr den Weißen schneiden,
Die von unserm Marke prassen, und in unsern Schweiß sich kleiden.

Kluge Männer sind die Weißen, sie durchfahren kühn die Meere,
Blitzesgluth und Schall des Donners schläft in ihrem Jagdgewehre;
Ihre Mühlen, dampfgetrieben, regen sich mit tausend Armen,
Aber ach, bei ihrer Klugheit wohnt im Herzen kein Erbarmen.

Oftmals hört' ich auch die Stolzen sich mit ihrer Freiheit brüsten,
Wie sie kühn vom Mutterlande losgerissen diese Küsten,
Aber über jenen Edlen, der mit Muth das Wort gesprochen,
Daß die Schwarzen Menschen wären, haben sie den Stab gebrochen.

Süß erklinget ihre Predigt, wie ein Gott für sie gestorben,
Und durch solches Liebesopfer aller Welt das Heil erworben;

Doch wie soll das Wort ich glauben, wohnt es nicht in ihren
Seelen?
Ist denn das der Sinn der Liebe, daß sie uns zu Tode
quälen?

O du großer Geist, was thaten meines armen Stamms Genossen,
Daß du über uns die Schalen deines Zornes ausgegossen!
Sprich, wann wirst du mild dein Auge aus den Wolken zu
uns wenden?
Sprich, o sprich, wann wird der Jammer deiner schwarzen
Kinder enden?

Ach, das mag geschehen, wenn der Mississippi rückwärts
fließet,
Wenn an hoher Baumwollstaude dunkelblau die Blüthe
sprießet,
Wenn der Alligator friedlich schlummert bei den Büffelheerden,
Wenn die weißen freien Pflanzer, wenn die Christen Menschen werden.

Italien.

O wie eigen wird dem Wandrer, der, entflohn des Nordens Haft,
Nach dem heißersehnten Süden lenkt die frohe Pilgerschaft,
Wenn er von des Gotthardts Gipfel, der in ew'gem Eise schweigt,
Langsam durch die Morgendämmrung gen Italien niedersteigt.

Leise theilen sich die Nebel, und es wird so lau die Luft,
Aus der Tiefe wie ein Grüßen weht empor verlorner Duft;
Noch ein Vorsprung! — sieh, und unten weit und blühend lacht das Thal,
Dichte Gärten, Silberseen, überglänzt vom Morgenstrahl.

Aus den Hügeln quellen Rosen, um die Ulmen rankt der Wein,
Schlanke Marmorsäulen schimmern winkend im Cypressenhain.
Dort die Berge lorbeerwaldig, hier das blaukrystallne Meer,
Und der Himmel wie ein liebend Mutterauge drüber her.

Und dazwischen bunt gekleidet buntes Volk in Thal und
Höhn,
Braune Buben, stolze Frauen, wie des Landes Rosen schön,
Winzertanz auf allen Bergen, in den Häusern Citherschall,
Lust'ge Lieder in den Barken, Klang und Jubel überall.

Wahrlich, solltest du nicht meinen, ausgestürzt auf dieses Land
Seiner Freuden vollsten Becher hab' ein Gott mit trunkner
Hand,
Aus dem Länderbaum Europens sei's der blüthenreichste
Zweig,
Wie an grünen Laubgewinden, so an goldnen Früchten reich?

Aber ach der bittern Täuschung! Unter diesem farb'gen Scherz,
Wie die Matten unter Blumen, lauscht ein tief verborgner
Schmerz,
Jener Schmerz, der nimmer rostet, daß die alte Tugend starb,
Daß die Freiheit ging verloren, und ein Heldenvolk verdarb.

O Italien, du der Künste Mutter, stolzes schönes Weib,
Träg'rin einst der höchsten Kronen, siech und elend ward
dein Leib,
Dieser holde Rosenschimmer, der so reizend dich umblüht,
Ach, es ist des Fiebers Hitze, das in deinen Adern glüht.

Ja, es will mich oft gemahnen, aller deiner Blumen Glanz
Lieg' um deine kranken Schläfe fertig schon als Todtenkranz,
Ja, als sei'n Vesuv und Aetna lodernd nur dahin gestellt
Fackeln an dem Sterbelager einer Königin der Welt.

Aber nein' noch lebt die Hoffnung, ob auch tief versteckt im Weh;
Kennst du nicht das Lied vom herben Kummer der Penelope?
Schön wie du vor allen andern ward wie du sie vielumfreit,
Und der Fremden Schwarm verpraßte frech des Hauses Herrlichkeit.

Zwanzig Jahr die Purpurwolle spann sie weinend um den Thron,
Zwanzig Jahr mit bangen Seufzern zog sie groß den theuren Sohn,
Zwanzig Jahr getreu dem Gatten blieb sie und getreu dem Gram,
Harrend, hoffend, Boten sendend — sieh, und ihr Odysseus kam.

Weh den übermüth'gen Freiern, als genaht des Rächers Gang,
Als von bittern Todespfeilen sein gewalt'ger Bogen klang;
Von dem rothen Blut der Frevler troffen Säul' und Estrich da,
Und ein schrecklich Fest der Rache ward erfüllt auf Ithaka.

Kennst du jenes Lied, Italia? Hör's und harre muthig aus,
Wie sich auch die Freierschwärme drängten in dein adlich Haus;
Deine Söhne zieh zu Männern unter Thränen früh und spat,
Wein' und hoff'! Es kommt die Stunde, wo auch dein Odysseus naht.

Dies Gedicht, wie das folgende „Lied des Corsaren" gehören gewiß zu den lautesten „Zeitstimmen" unseres Poeten.

Lied des Corsaren.

Gut der Wind und fest das Steuer,
Leuchtend Silbergrün das Meer,
Ueber uns der Sterne Feuer —
Gebt die Mandoline her!
Syrakuser schenkt mir ein!
Heißer Sinn will heißen Wein.

Ging mein Schloß in jähem Brande
Lodernd auf um Mitternacht,
Schwirrt auf Rabenschwing' am Lande
Um mein Haupt des Reiches Acht:
Auf dem Meer im Sturmesflug
Weht der Freiheit Odemzug.

Hab' ich doch mein Schwert behalten,
Und den Arm, der stark es faßt;
Des verfehmten Banners Falten
Flattern schwergesenkt am Mast;
Weh dem Kühnen, der's bedroht!
Seine Antwort lautet Tod.

Seit das Schiff ich frei bestiegen,
Hauſ' ich jedem Fürsten gleich;
Weit, so weit die Winde fliegen
Liegt mein fluthend Königreich.
Blanker Stahl ist mein Wardein,
Treib' ich meine Schatzung ein.

Säckel die von Gold sich brüsten,
Ferner Zonen seltne Fracht,
Klosterwein von sonn'gen Küsten,
Und den Becher von Smaragt,
Was nur Sinn und Herz begehrt
Kauft im Schlachtgewühl mein Schwert.

Und wie reizend ist die Dirne,
Wenn sie vor dem Räuber steht
Und um ihre blonde Stirne

Glühend Haß und Neigung weht!
Scham und Lust — o süßer Krieg!
Doch dem Kühnen bleibt der Sieg.

Heil dir Meer, du Fels des Muthes!
Heil dir Freiheit, meine Braut!
Dir mit jedem Tropfen Blutes,
Dir allein bin ich getraut,
Treu auch dann, wenn mich bedroht
Einst im Kampf die letzte Noth.

Dann kein Ach, kein feiger Jammer!
Hoch die Wimpel, hoch das Beil!
In der engen Pulverkammer
Schläft beisammen Rach' und Heil;
Stolz im Blitze fahr' ich dann
In den Tod, ein freier Mann.

Von den poetischen Resultaten, welche der Dichter aus seinem Aufenthalte in Griechenland zog, wollen wir das Beste von Allen, „der Alte von Athen" genannt, hier anführen.

Der Alte von Athen.

Es wehte kühl vom Meer, der Tag war längst gesunken,
Das Feuer am Iliß versprühte rothe Funken,
Im Kreise lag die Schaar, das Banner aufgepflanzt,
Die Pfeifen glommen hell, der Becher ging im Kreise,
Und zu der Trommel Schlag und der Hoboen Weise
Ward die Romacke getanzt.

Wie klirrten da im Takt die Säbel der Gesellen!
Wie flatterten im Wind die weißen Fustanellen!
Der Flamme Strahl beschien manch bärtig Angesicht
Gefurcht und sonnverbrannt, und plötzlich dann dazwischen
Ein lockig Knabenhaupt; so schaut aus dunkeln Büschen
Im Lenz der Rose junges Licht.

Da trat ein alter Mann in's tosende Gedränge,
Wohl ragt er aus der Schaar um eines Hauptes Länge,
Hinab zum Gürtel floß der Bart ihm silberweiß,
Kühn war die Stirn, darum die Locken flatternd wehten,
In seinen Augen glomm das Feuer des Propheten,
Und also rief der hohe Greis:

„Hinweg, Verblendete, mit Trinkgelag und Reigen!
Setzt ab den Weinpokal, laßt die Hoboen schweigen,
Den lust'gen Schall der Trommel dämpft!
Vergeßt ihr, daß, indeß ihr schwelgt in müß'ger Feier,
Auf Kreta's blut'gem Strand der Adler mit dem Geier
Um eurer Brüder Leichen kämpft?

O wär' ich noch ein Knab', ich könnte Thränen weinen,
Doch Muth! Wie unheilvoll für uns die Sterne scheinen,
Noch ward die Hoffnung nicht zum Trug;
Leonidas erlag einst an den Thermopylen,
In Flammen stand Athen und seine Tempel fielen,
Eh' Salamis die Perser schlug.

Drum auf! Nicht länger hört, was euch die Fremden rathen,
Im Schwerte nur ist Heil, und mit des Schwertes Thaten
Ruht Kreta's Schmach und Griechenlands:
Die Zeit ist reif, den Grund, drin uns're Heil'gen modern,
Den frech geraubten Grund im Kampf zurückzufodern,
Gen Norden geht es nach Byzanz!

So steigt denn vom Gebirg, ihr braunen Klephten, nieder,
Ergreift das lange Rohr, den krummen Säbel wieder,
Erwacht ihr Männer von Athen!

Emanuel Geibel.

Ihr Adler Suli's auf, und zeigt den Weg den Andern,
Kanaris, fülle du den Hellespont mit Brandern,
Laß, Hydra, deine Wimpel wehn!

Und du, o junger Fürst von blondem Heldenstamme,
Des Wittelsbacher Schwert war sonst der Schlachten Flamme,
Vertrau, ein Schwimmer, dich der Zeit gewalt'gem Strom:
So schön der Oelzweig ziert, er weicht dem Lorbeerkranze.
Wir harren deines Winks; wirf dich auf's Roß und pflanze
Das Kreuz auf Sankt Sophiens Dom!

Hört ihr's in hoher Luft wie zieh'nde Schwäne singen?
Der Engel Schaaren sind's, die Flammenschwerter schwingen,
Vor ihnen wird der Feind zum Spott;
Wem sie zu Häupten ziehn, mag Noth und Tod verachten,
Darum frisch auf mein Volk! Es rufen dich die Schlachten,
Vorwärts! Vorwärts! Mit uns ist Gott!"

So sprach der Greis, und schwand im Volksgedränge,
Hoch schlug das Feuer auf — erschüttert stand die Menge,
Sie bebten; jeder Mund sprach murmelnd ein Gebet.
Wohl forscht' ich, aber wo der Alte hergekommen,
Ob er ein Schwärmer war, ich hab' es nicht vernommen;
Doch, traun, mich dünkt' er ein Prophet.

Wir wollen unsere Durchsicht der „Juniuslieder“ nicht mit diesem, sondern mit einem Gedicht deutschen Sinnes schließen, mit dem Gedicht, welches Geibel seiner Vaterstadt Lübeck zum Ruhme dichtete, und welches er „Eine Septembernacht“ überschrieb.

Eine Septembernacht.

Zu Lübeck im Rathskeller saßen spät
Wir Freunde noch beim Wein und tranken,
Wo tiefgebräunt die Eichentafel steht
Aus unsres letzten Kriegsschiffs Planken.
Doch galt es heute keinen Zecherspaß,
Kein lustig Liedel, keine Becherfehde,
Es schaute jeder ernst in's grüne Glas,
Und ernst und sinnig floß die Rede.

Wir sprachen von des alten Glanzes Zeit,
Von jenen, die der Hansa Schlachten schlugen,
Wir sprachen von der jüngsten Tage Leid,
Und von der Hoffnung, die wir trugen.
Wohl spürten's alle feierlich und leis',
Wie sich aus Trümmern junges Leben zeuge,
Und stille ward's, als ob in unsern Kreis
Der Schutzgeist unsrer Stadt sich beuge.

Da schlug es Mitternacht. Sie brachen auf,
Wir drückten herzlich uns die Hände;
Mich aber trieb es noch den Gang hinauf
Die Fässer durch, entlang die schatt'gen Wände.
Ich konnt' an Schlaf nicht denken. Sonst und heut
Zerfloß in meinen Sinnen lose;
So trat ich ein, gedankenvoll zerstreut,
In's hallende Gewölb der „Rose".

Wie kühl, wie stille! Nur mein Fußtritt scholl
Verdreifacht von den Gurten wieder,
Ein Schauer wie vor Geisternähe quoll
Geheimnißvoll durch meine Glieder.
Und sieh, ein Lichtschein drang mir wunderbar
Linksher entgegen aus der hohen Nische —
Ich naht' und stand — denn traun, ein seltnes Paar
Erblickt' ich zechend dort am Tische.

Der Eine saß geschmückt, nach alter Art
Mit Sammetschaube, Krause' und Kette,
Umflossen Wang' und Kinn vom blonden Bart,
Die mächt'ge Stirn beschattet vom Barette,
Das blaue Auge zuckt' in scharfem Glühn,
Als hing' ein Weltgeschick an seinen Winken;
So saß er da, gebeugt und dennoch kühn,
Und starrt in seines Römers Blinken.

Der Andre stand die Hand am Schwerteskanuf,
Riesig, vom Haupt zum Fuß in blankem Erze;
Wie Blut an seinem Panzer spielt' herauf,
Der rothe Flackerschein der Kerze;
Ein wild und rauh Gesicht. Ich spürt' es bald,
H i e r war die Faust, d o r t das Ersinnen;
Da, murmelnd, wie der Wind durch Herbstlaub wallt,
Hört' ich des Ersten Worte rinnen.

„O Meeresauge, dunkelblauer Sund,
Du felsumstarrte Ostseepforte,
Wie schaut' ich oft hinab in deinen Grund,
Und zwang in's Herz zurück der Sehnsucht Worte!
Dort unten, wo die Welle leiser schoß,
Sah ich den goldnen Zauberschlüssel liegen,
Der uns ein neues Wunderreich erschloß
Von Meeresherrschaft, Glanz und Siegen.

Ich warb um ihn, wie um den Ring die Braut,
Ich warb auf Leben und auf Sterben —
O hätte mir das blinde Volk getraut;
Den Sieg e r z w i n g e n mußte solch ein Werben,
Den Sieg, der Kampf, der sieben Jahre durch
Im Rath, zur See, im Schlachtfeld grollte,
Der Riesenkampf, der unsrer Hansa Burg
Bis zu den Sternen thürmen sollte.

Sie faßten's nicht — es war für sie zu groß —
Sie zitterten, die Käufer und Verkäufer:
Da führten meine Feinde schlau den Stoß,
Verräther hieß ich, Wiedertäufer.
Sie rissen von den Stufen mich herab,
Sie saßen trotzig zu Gerichte,
Sie brachen über mir den weißen Stab,
Und mehr! — Sie schrieben die Geschichte.

Dreihundert Jahre sind's, da sprang vom Schlag
Des Beils mein Blut in Strömen vom Schaffotte;
Doch war ein Geist des Unheils seit dem Tag
Mit meiner Heimath Heer und Flotte. —
Was Menschen bauten, wird des Windes Spiel,
Nur Gottes Rathschluß bleibt beständig;
Die Hansa sank, das alte Reich zerfiel,
Doch Deutschland steigt empor lebendig.

Es geht ein heil'ger Sturm von Stadt zu Stadt,
Sie spüren's all erwacht aus schwerem Traume:
Deutschland ist eins, und jeder ist ein Blatt
Am riesengroßen Wunderbaume.
Schon grollt man jedem fremden Uebermuth,
Schon zürnt der Süden, ist der Norden fröhnig,
Hinweg denn mit dem knechtischen Tribut,
Dem Schoß an jenen Inselkönig!

Frischauf mein Volk, du großes Vaterland
Treueinig, wie ich's nimmer durfte schauen!
Vollführe du, was mir im Herzen stand,
Zu Masten laß des Forstes Tannen hauen.
Dein sei der Sund, der dich nach Westen weist,
Der Weg des Mannes dein, ein glorreich Leben.
Mit Kugeln gieb den Zoll: Es soll mein Geist
Am Steuer deines Heerschiffs stehen!"

Er fuhr empor: Die Beiden stießen an,
Die Schwerter klirrten und die grünen Becher,
Und hastig bis zur Neige stürzten dann
Den Wein hinab die seltnen Zecher.
Da dröhnt es Eins von Sankt Marien Thurm,
Hochflackernd losch der Kerze Schein, der gelbe,
Durch Pfort' und Gitter braust es wie ein Sturm
Und einsam stand ich im Gewölbe.

Mir graute nicht. Wohl hatt' ich sie erkannt
Die Heimgekehrten aus dem Reich der Gräber,
Die mächtigen Gestalten Hand in Hand,
Marx Meier, Jürgen Wullenweber.
Mein Herz schlug kühn, zu Hoffnung hoch erwacht,
Und durch des Herbstes Wind und Blättertreiben
Heimschritt ich froh, um noch in tiefer Nacht,
Was ich vernommen, aufzuschreiben.

Es ist wohl kaum nöthig, den Dichter gelegentlich einmal wieder an diesen „Traum" zu erinnern?! — — — —

Ehe wir die „Juniuslieder" verlassen, wollen wir noch des größeren darin enthaltenen Gedichts erwähnen, „König Sigurds Brautfahrt". Es ist im Nibelungenversmaße gedichtet, hat einen ziemlichen poetischen Werth, und mit kurzen Worten diesen Inhalt: König Sigurd liebt die schöne Alfsonne, wird aber mit seinen Bewerbungen von ihr abgewiesen. Er zieht mit Heeresmacht heran, um sie zu zwingen, und besiegt auch die Brüder der Alfsonne, Alf und Ereck. Beide werden erschlagen, die Schwester will aber den Tod ihrer Brüder nicht überleben und stirbt an Gift. Den Schluß des Gedichtes wollen wir hier selbst weiterreden lassen:

Wie König Sigurd Hochzeit hielt.

Bei der Sigurdsflotte, nicht weit vom Feld der Schlacht,
Lag ein Schiff gerüstet mit wundersamer Pracht,
Die Masten und die Stangen gebaut aus edlem Holz,
Dran sah man Wimpel prangen und Flaggen reich und stolz.

Von schneeweißem Linnen das Segel war zur Fahrt,
Man hatte an den Tauen der Seide nicht gespart,
Silbern schien der Anker; es war des Steuers Griff
Aus blankem Erz getrieben. Das war das Hochzeitschiff.

Am Ufer bei dem Schiffe König Sigurd stand,
Fröhlich war sein Herze und purpurn sein Gewand;
Voll heißer Inbrunst harrt' er der holdsel'gen Maid,
Daß Raynar sie brächte. Doch oft wird Lust verkehrt in Leid.

Es kam des Wegs vom Schlosse daher der junge Held,
So hanget wohl ein Wetter düster über'm Feld,
Eh' es tobend ausbricht in Blitz und Donnerschlag,
Wie auf der Stirn des Knaben des Grames Wolke lag.

Ihm folgten sieben Degen in Helm und Panzerring,
Sie trugen eine Bahre, darob ein Teppich hing.
Langsam schritten alle, mit Blicken trauervoll
Grüßten sie den König, daß bangend ihm die Seele schwoll.

Da sprach Raynar der Junge: „Ich habe schlechten Gruß,
Eitel Rabenbotschaft ist was ich künden muß.
Wohl bring' ich dir Alfsonnen, wie dein Spruch gebot,
Doch wirst du nie sie minnen, geminnt hat sie der bleiche Tod.“

Er winkte den Genossen, daß sie aus der Hand
Die Bürde setzen möchten. Dann schlug er das Gewand
Zurück von der Bahre, die faltig es bedeckt:
Da lag die schöne Jungfrau todt dahingestreckt.

Sie lag in Mohn und Lilien als wie ein schlafend Bild,
Zugedrückt die Augen, verfärbt die Wangen mild,
Im weißen Linnenkleide, jeden Schmuckes baar,
Ihr einzig Goldgeschmeide das sonnig leuchtende Haar.

Da sie der König sahe, die schneeblasse Maid,
Ihm war's, als führe plötzlich durch all sein Eingeweid
Ein zweischneidig Eisen. Zum Himmel auf er schrie:
Er hatte nimmer Minne getragen heiß wie die.

Keine Thräne weint' er; starr blieb er stehn
Mit vorgesunknem Antlitz. Wer ihn da gesehn:
Er hätt' ihn wohl gehalten für ein Bild von Stein.
Da ward ein tiefes Schweigen durch aller Kämpen Reih'n.

Lange sonder Regung gebeugt stand Sigurd Ring;
Dann warf empor das Haupt er, von seinen Augen ging
Ein freudevolles Funkeln, es zuckten seine Braun
In kühnem Heldentrutze; gewaltig war er anzuschaun.

Er sprach: „Es schuf die Norne mir ungefügen Gram,
Da sie mir im Zorne den Preis des Kampfes nahm;
Daß sie mich selbst verschonte, weiß ich ihr nicht Dank.
Was frommt es mir zu leben, wenn meine Sonne sank!

Siebenzig Jahre trug ich mein Schwert bei Fest und Krieg.
Hundert Schlachten schlug ich, und mein ward der Sieg.
Nun mag ich nicht verkümmern sonder Klang und Stral,
Ein elender Greise daheim im öden Saal.

Auch hab' ich mich verschworen mit einem theuren Eid,
Nimmer heimzukehren, denn mit der holden Maid;
Ich müßte Schmach erwerben, bräch' ich's ohne Noth!
Nein, besser ist's zu sterben einen königlichen Tod.

Auf schaffet von der Wahlstatt die Erschlagnen all,
Und thürmt sie auf einander zu einem Leichenwall
Auf dem Deck des Schiffes! Mir däucht, es sind genug,
Daß ich gen Walhall fahre mit riesigem Heereszug.

Doch an's Steuerruder bei des Lootsen Stand
Sollt ihr Alfsonnen legen, und einen Fichtenbrand
Hoch daneben pflanzen in hellem Flammenschein,
Das soll bei meiner Feier die Hochzeitfackel sein.

Fahr' wohl Raynar, mein Knabe, dir geb' ich Kron' und Reich;
Ihr auserles'nen Degen, ich grüß' euch allzugleich:
Fahrt wohl und lasset wallen die Banner hoch im Wind!
Laßt die Pauken schallen! Das Brautfest beginnt."

Das Schiff war gerüstet, hinein der König trat,
Niemand durft' ihm folgen auf dem schmalen Pfad.
Das Ankertau zerhieb er; dann löst er ruhevoll
Die Seile an den Linnen, daß frisch im Wind das Segel schwoll.

Unter Skaldenliedern das Schiff zog die Bahn
Hinaus zur blauen Weite. Es glitt als wie ein Schwan
Der Abendsonn' entgegen. Am Steuer Sigurd stand,
Es schwang der alte Degen den sprühenden Fichtenbrand.

Da lief empor am Segel ein gluthrother Schein,
Geschleudert war die Fackel in's dürre Holz hinein;
Rauchgewölke zogen. Dann brach ein Flammenkranz
Empor um Mast und Stangen, es stand das Schiff in Feuer ganz.

Die Lohen schlugen mächtig und spiegelten im Meer,
Vom Ufer zog prächtig des Liedes Schall daher,
Bis in der feuchten Tiefe Schiff und Gluth verging,
Da war der Held bestattet. Das ist das Lied von Sigurd Ring.

Noch eine Bemerkung über einen Balladenkranz in den „Juniusliedern“, über die „Balladen vom Pagen und der Königstochter“. Dieses Gedicht ist uns vollständig mißlungen erschienen. Es ist wahrhaft widerlich, zu erfahren, daß aus dem Leichnam des Pagen eine Harfe gearbeitet wird, auf der dem grausamen Vater vom „Meermann“ etwas vorgespielt werden soll! Wir begreifen nicht, wie der Dichter den Fehlgriff einer solchen Darstellung machen konnte. — — — — —

Wir gehen zu der letzten Geibelschen Arbeit, die uns noch übrig ist, zu der bereits erwähnten Tragödie

„König Roderich“

über. Dieselbe erschien im Jahre 1844 im Verlage der Cottaschen Buchhandlung in Stuttgart, und hat entschiedenes Fiasko gemacht. Der Inhalt der Tragödie ist von dem Untergange des gothischen Reichs durch die Schlacht bei Xeres de la Frontera im Jahre 711 hergenommen, und mit wenigen Worten der folgende: der letzte König der Gothen, Roderich, hat einen treuen und tapfern Feldherrn, den Grafen Julian, dadurch tödtlich beleidigt, daß er dessen

Tochter Florinde entehrte. Graf Julian will sich an dem Verführer seiner Tochter rächen, ruft die Saracenen aus Africa zu Hülfe und tödtet in der genannten Schlacht den König Roderich. Er selbst fällt gleich nachher, und, wie wir also aus der Geschichte wissen, auch das gothische Reich. Florinde, welche den König noch immer liebt, hat sich in die Schlacht gestürzt und findet ihren Tod, als sie den Leichnam des Geliebten gegen plündernde Saracenen schützen will. Nebenher laufen noch eine Anzahl treue und falsche Diener des Königs; eine schöne Figur ist der Saracenenfeldherr Tarik.

Das Ganze ist außerordentlich undramatisch; nur die Partien des Trauerspiels sind schön, wo der Dichter als Lyriker erscheint.

Von dramatischem Effekt dürfte nur der siebente Auftritt des ersten Aktes und der fünfte Auftritt des vierten Aktes sein, wir geben sie hier wieder.

Erster Akt, siebenter Auftritt.

Der König Roderich mit Gefolge. Florinde, tief verschleiert.

Roderich.

Tritt näher, schönes Kind, du bist willkommen —
Und künd' uns frisch das Beste, was du weißt,
Sei's eine Heldenmähre, sei's ein Lied.

Doch eh' du unser Ohr erfreust, entferne
Den Schleier, der dein Antlitz neidisch deckt.
Der stolze Wuchs, die adliche Gestalt
Verheißen viel, und billig zürnen wir,
Daß du so Holdes böslich uns verhüllst.

Florinde.

Verzeiht, o Herr, ich weiß von keinem Lied,
Und nicht in diesen Kreis hatt' ich verlangt.
Nach Euch, nach Euch allein stand mein Begehr.
Was mich hiehertreibt fliehet bang und scheu
Den Blick der Menge; einsam muß ich's Euch
Vertrauen, und mein Wort soll leise sein,
Wie flüsternd Windgeräusch im Ohr der Nacht.

Roderich.

So führt dich ein Gesuch der Armuth her,
Du sollst vergebens nicht gekommen sein.
Zu meinem Säckelmeister geh! Er soll
Dich reich bedenken.

Florinde.

Mich gelüstet nicht
Nach Gold, o Herr, nur nach Gerechtigkeit.
O hört mich, hört mich — einen Augenblick.

Roderich.

Du träumest, Mädchen, hier beim Königsfest
Bist du erschienen, nicht im Richtersaal;
Und seltsam wahrlich klingt die Forderung,
Die du mir stellst.

Pelisthes.

Dafern du wirklich, Jungfrau
Ein Rechtsanliegen an den Fürsten hast,
So kehre morgen zu geleg'ner Zeit,
Du hast die Stunde schlimm gewählt — drum geh!

Florinde.

Nein, nein, ich gehe nicht, ich träum' auch nicht,
Wie jener sagt; jetzt muß es sich entscheiden,
Entscheiden über Leben oder Tod.
Wer weiß, wann ich ihm wieder nahen darf!
Drum hör' mich, König! — Sagt dein Herz dir nichts?
Ist keine Stimm' in dir, die leise mahnt,
Daß du mich hören mußt in dieser Stunde?
Sagt dir dein Herz nichts?

Roderich.

Wie? Bin ich denn hier
Der Narr in einem Gaukelspiel geworden?
Was soll die Thorheit, die das frohe Fest
Zur Unzeit mir verstört? Sag an, wer bist du,

Die du dich toll in meine Kreise drängst?
Entschleire dich!

Florinde.

O spar' es mir und dir!
Nicht hier vor dieser stolzen Männer Blick,
Nein, Aug' in Aug', im schweigenden Gemach
Will ich von Allem Rechenschaft dir geben.
Ich flehe nochmals: Einen Augenblick
Schenk mir Gehör!

Roderich (zornig).

Ich brauche kein Geheimniß.
Fort mit dem Schleier, der die List verbirgt!
(Er reißt ihr den Schleier ab.)
Florinde!

Pelayo.

Großer Gott!

Urbano.

Es ist die Tochter
Don Julians!

Florinde (dumpf).

Du hast es selbst gewollt!
Ich kam, um dich zu mahnen; kam verschleiert

In's Königsschloß, um so in deine Nähe,
Die du mir sonst versagtest, mich zu stehlen;
Weh über mich! Nun hast du grausam selbst
Mir jeden Rückweg abgesperrt, und mich
Mit rauhem Arme aus den heil'gen Schranken
Der Scheu gerissen. Vorwärts zwingst du mich
In eine Bahn hin, die mein weiblich Herz
Verzagen macht.

Roderich.

Ich staune, nochmals wagst du,
Dich vor mein Angesicht zu drängen?

Florinde.

Herr!
Was bleibt der Armen, wenn sie Alles, Alles,
Das Theuerste, die Ehre selbst verlor!
Wär' ich ein Mann, fürwahr, du sähest jetzt
Mich so nicht hier. Ich bin ein Weib, ich kann
Nicht rechten mit dem Schwert, ich habe nichts
Zu meinem Schutz, als Thränen, Bitten, Fleh'n.
Drum fleh' ich hier, o König, schenke mir,
Was du nach Gottes Ordnung dem Geringsten
Nicht weigern kannst und darfst: Gerechtigkeit.
Du hast vor aller Welt mich tief erniedrigt,
So tief, daß ich des ärmsten Löhners Weib
Beneiden muß; o hebe du mich auch

Empor aus diesem Abgrund. Deinen Raub,
Mein Kleinod, meine Ehre gieb mir wieder!
(Roderich wendet sich ab.)

Pelayo (gedämpft, mit verhaltenem Zorn.)

Ihr schweigt, mein König? Wollt Ihr dieses Spiel
Noch weiter treiben? Wahrlich, es genügt,
Blickt Euch im Kreise Eurer Ritter um;
Auf jedem Antlitz brennt die Gluth der Scham
Um das, was Ihr gethan. Und wär' es nicht:
Ich glaube diese Wände, die so stolz
Bisher geragt, sie würden murrend brechen
Ob des unwürd'gen Schauspiels.

Roderich (losbrechend).

Schweig, Verwegner!
Ist es so weit gekommen, daß mich hier
Im eignen Königssaal mit frechem Wort
Ein trotziger Vasall zu meistern wagt?
Ich duld' es nicht! — und du — (sich gegen Florinde wendend)

Urbano (ihm in die Rede fallend).

Laßt Euren Zorn
Die Arme nicht entgelten, Herr! Bedenkt —

Roderich.

Spart Eure Worte, mein Herr Erzbischof!

Ich pflege, wenn ich handle, selbst zu denken,
Und hab' auch diesmal Eure Weisheit nicht
Begehrt!

Florinde.

So sei das Letzte denn versucht!
Oft ist das Knie beredter, als der Mund.
Sieh her!

(Sie kniet vor ihm).

Hier liegt die Tochter Julians,
Des Stolzesten der Gothen, dir zu Füßen,
Hier liegt sie vor dir, ein geknicktes Rohr.
O laß mich so nicht liegen, daß nicht künftig
Mit erz'nem Mund verkünde die Geschichte:
Der König übte Schmach an einem Weib.
Nein, nein! du kannst es nicht, du kannst es nicht!
Du schwurest mir ja einst, daß du mich liebtest!
So rufe heute dir von dem Gefühl
Nur so viel wach, daß du mich nicht zertrittst!
O Gott! Ich bin von meines Unheils Last
Ja schon so tief gebeugt, so ganz gebrochen,
Daß ich vom Recht nicht mehr zu reden weiß;
Die Angst der Seele schreiet nur: Erbarmen!
Erbarmen, Herr!

Leontes (leise, spöttisch).

Für ein Paar Weiberthränen
Wär' eine Königskrone leicht erkauft.

Florinde.

Gieb meine Ehre mir zurück!

Roderich.

Hinweg!
Wie lange soll dies Possenspiel noch währen!
Glaubst du, daß du mit Worten und mit Thränen
Felsen wegblasen und erweichen kannst?
Ein Königswort ist härter noch als Fels.
Und käm' das Meer und braust' ein mächtig: Ja,
Ich riefe: Nein, und schwärzte sich der Himmel
Und schrie der Donner: Ja, ich riefe: Nein!
Und aber: Nein! Denn noch bin ich Herr —
Aus meinen Augen, Dirne!

Florinde (zusammenbrechend).

O mein Gott!

Pelayo.

Gräfin, steht auf! Ich kann den Anblick nicht
Ertragen, Euch vor Diesem so zu seh'n!
Kommt! Sicher führ' ich Euch von hier.
(Er geht ab mit Florinden).

Urbano.

O Herr!
Ihr wart zu hart!

Roderich.

Kein Wort mehr, keine Sylbe!
Mich dünkt, die Litanei war lang genug.
Doch wahrlich! rühmen soll sich nicht dies Weib,
Daß uns durch seine aberwitz'ge Laune
Mehr als ein Augenblick verkümmert wäre.
Drum auf! Laßt Wein, den heißesten, der je
Von Griechenlands besonnten Hügeln quoll,
In allen Bechern perlen! Heller schürt
Die Fackeln auf, daß schwirrend sich die Lerche
Im Feld erhebe, weil sie's Morgen meint;
Entfesselt brause der melod'sche Sturm
Der Festmusik, und schöner Mädchen Tanz
Schling' eine Blumenkette durch den Saal!
Ihr Pagen flieget! — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — —

Wir wollen hier schon, als die schwächste Stelle der ganzen Tragödie, darauf verweisen, daß dieser abscheuliche König sehr bald Philister wird und sich ändert. Als der von Julian aufgeregte Sturm heranbraust, da wird er feig wie ein Schulknabe, und bittet den Himmel, ihn nur dießmal noch zu retten, er wolle sich dann bessern, er wolle sogar Florinden heirathen. Wie wir schon erwähnten, wird er von Julian in Gegenwart Florindens erschlagen, da ruft er sterbend aus:

„O Spanien! — Du, Florinde — Fahret wohl!
Ich wollte — konnte nicht — Gott sei mir gnädig!“

Wie war es möglich, daß dem Dichter eine solche Prosa entschlüpfen konnte! Wie war es möglich, daß er dieses trostlose Thema von Florinden noch einmal in einer der nächsten Scenen variiren läßt? — —

Wir wollen die andere oben erwähnte vorzügliche dramatische Scene noch hier anführen.

Vierter Akt, fünfter Auftritt.

(Hof eines von Tarik und Julian eroberten Schlosses. — Auf der Mauer Julians rothe Fahne. Mondschein. Wachtfeuer. Plündernde Mohren und Gothen aus und ein.)

Erster Gothe.

'ne lustige Wirthschaft! he, schlagt ein, brecht auf!
Was tragbar ist, geht mit, und wär' es nur
'ne Pfann', um drin Kastanien zu rösten,
Oder ein Kochtopf.

(Ein anderer Gothe und zwei Mohren kommen stürmisch aus der Pforte rechts.)

Zweiter Gothe.

Nein, das ist zu arg!
's ist himmelschreiend!

Erster Mohr.

Hörst du auf mit Schmäh'n?
Sonst leg' ich dir ein Schloß vor deinen Mund,
Daß du dein Leben lang dran schleppen sollst.

Zweiter Gothe.

Ei was, wer will das Reden mir verwehren!
Wozu hab' ich die Zunge, wenn ich nicht
Auf solchen Gräuel Zeter schreien darf?

Erster Gothe.

So sprich, was giebt's?

Zweiter Gothe.

Denk dir, ich komm' zum Keller.
Da ist ein Duften, ist ein Wohlgeruch
Vom allerfeinsten Wein, und wie ich nun
Nach Herzenslust beginnen will zu zapfen,
Da stoßen diese quittengelben Teufel
Dem Faß den Boden aus, daß all' das Naß
So mir nichts dir nichts in den Kehricht läuft.

Erster Gothe.

Abscheulich!

Zweiter Gothe.

Könnt' ihr's läugnen?

Erster Mohr.

Nein, wir thaten's,
Und thaten euch damit den größten Dienst.
Denn in den Fässern schläft ein Taumelgeist,
Der euch berauscht und euch das Hirn verwirrt.

Zweiter Mohr.

Trinkt Wasser, so wie wir, das löscht den Durst.

Zweiter Gothe.

Vor meinetwegen sauft das Weltmeer aus,
Bis Fisch' und Austern auf dem Trocknen liegen!
Doch mir soll keiner meinen Wein verderben.

Zweiter Mohr.

Unser Prophet —

Zweiter Gothe.

Was schiert uns dein Prophet,
Du Mohrenkopf?

Erster Mohr.

Wir sind in seinem Reich,
Und haben diese Burg für ihn erobert.

Erster Gothe (lachend).

In seinem Reich? Schaut doch gefälligst nach

Ob das die Fahne Eures Götzen ist?
Die Ersten auf der Mauer waren wir.

Erster Mohr.

Du lügst in deinen Hals, und daß du siehst,
Wie wenig ich den Jammerfetzen achte,
Der sich im Winde dort großmächtig bläht,
Reiß' ich ihn ab und tret' ihn in den Koth.
(Er reißt Julians Banner von der Mauer und tritt's mit Füßen.)

Zweiter Gothe.

Hau' ihm die Hand ab!

Erster Gothe.

Auf, ihr Gothen, auf!
Rächt diesen Schimpf!
(Sie ziehen die Schwerter und dringen auf den ersten Mohren ein. Zu beiden Seiten sammeln sich Haufen.)

Erster Mohr.

Ihr Gläubigen, herbei
Zu Allah's Ruhm!

Zweiter Gothe.

Kommt an, ihr Wüstenhunde,
Hier wird gespielt und Hiebe sind der Einsatz!
(Sie fechten.)

Von den lyrischen Parthien der Tragödie wollen wir zwei besonders schöne noch anführen, die Schilderung Spaniens, welche Julian dem Mohrenfeldherrn giebt, und die Anrede, welche der letztere an sein Heer hält, nachdem er die Schiffe verbrannt und die Rückkehr nach Afrika unmöglich gemacht hat.

Die Schilderung Spaniens ist die folgende:

— — — Nein, dies Land ist nicht
Wie Afrika, wo Sand und Himmel nur
Das Aug' erblickt und hier und dort dazwischen
Ein falbes Fleckchen mit versengtem Gras,
Von ein Paar Palmen spärlich überschattet.
Sieh nur, wie an den Hängen dort die Mandel,
Die Feige reift, wie tief im dunkeln Laub
Die Flamme der Granate brennt; die Luft
Ist schwer vom Oden der Citronenblüthe,
Und selbst den Fels umflicht die süße Rebe
Mit grünem Netz. Von jenen Bergen sprudeln
Wie Lebensodem tausend frische Quellen
Und gießen ihren Segen durch das Thal.
Und in den unterird'schen Schachten schlafen
Die Könige der Erze, Gold und Silber,
Des starken Arms nur harrend, der sie kühn
Aus ihrer Nacht hervorführt an das Licht. —
— — —

Tariks Anrede ist die folgende:

So reiß' ich denn das Banner aus dem Boden,
Und trag' es weiter in dies schöne Reich.
Doch nicht zu eignem Ruhm und Vortheil, nein!
Ein Streiter Allah's steh ich da. Denn so
Spricht der Prophet: „Ich sende meine Boten
Mit Feuer und mit Schwert gen Nord und Süd,
Gen Sonnenaufgang und gen Untergang,
Und will ihr Haupt ausrüsten mit dem Geist
Des Lichts, und mit des Leuen Kraft ihr Mark.
Die Gluth soll sie nicht sengen, und das Meer
Sie nicht ersäufen, bis der ganze Erdball
Im Schatten meiner Friedenspalmen ruht."
So hat er uns zu Kämpfern denn erwählt
Im Lande, das mit ihrem letzten Strahl
Die Sonne grüßt, eh' sie in's Meer versinkt;
Und sind wir schwach an Zahl, so sind wir stark
Durch die Verheißung und gestählt an Muth.
Das Reich, das vor uns liegt, ist uns bestimmt
Durch Allah's Schluß. Vergeßt auf immer drum
Die Küsten Afrika's. Sie sind für euch
Versunken mit den Trümmern unsrer Schiffe.
Nein! Denkt im Kampf, ihr kämpft um euern Heerd.
Das Schwert ist euer einzig Heil. Im Rücken
Habt ihr das Meer, die Schande und den Tod,
Vor euch liegt Spanien und der Ruhm, bereit,

Mit grünem Laub den Scheitel euch zu kränzen,
Selbst wenn ihr fallt. Denn ob die Gruft den Leib
Empfängt, unsterblich wandelt das Gerücht
Der Tapfern durch die Welt und Allah lohnt
Mit Paradieseswonnen seinen Fechtern!
Und somit vorwärts! Stoßt in die Trompeten,
Erhebt die Lanzen, laßt die Fahnen fliegen,
Und gönnt nicht eher ihnen Rast, als bis
Sie siegreich von Toledo's Zinnen wehen. —

— — — — —

Wir schließen hier unsere Betrachtung über den Dichter, und werden uns freuen, wenn wir dieselben bald durch die Beurtheilung neuer Producte seiner Poesie vermehren können. —

Druck von H. Hotop in Cassel.